

In Autos passiert viel

13 Erzählfragmente von Sanela Tadić • im Dezember 2022

*»Für alle Autofahrer, Beifahrer und Mitfahrer.
Für alle Mütter und Väter und ihre Kinder.
Für alle Lehrer und ihre Schüler.
Für alle Familien, Freunde und Vertraute.
Für die Schwachen und die Starken.
Für die Lebenden und die Toten.
Für alle Liebenden und Geliebten,
und für die, die uns nicht lieben.
Gute und freie Fahrt!«*

Ein Auto ist fast schon ein zweiter Körper für Menschen, die eins haben. Dieses fahrende Zuhause, das uns von einem Ort zum anderen bringt. Es ist uns wichtig. Wir wollen uns damit zeigen können, uns sicher und aufgehoben darin fühlen, vorwärtskommen. Dafür pflegen wir es und achten auf den Zustand unseres Autos, in dem wir uns fortbewegen. Uns und andere, die bei uns einsteigen. Wir transportieren darin Menschen (manchmal auch Tiere), mit denen wir verbunden sind und Dinge, die wir brauchen, damit uns nichts fehlt. Auch das Auto ist ein Ding, ein mobiles Etwas, das aber beseelt auf uns wirkt, weil wir oder andere es steuern, weil Seelen es steuern.

Kein Verkehrsmittel ist so persönlich wie das Auto. Es gehört zu unserer eigenen kleinen Welt, die viel bedeutender ist als die grosse. Im Zug, in einem Bus, im Flugzeug oder auf einem Schiff haben wir diese Privatsphäre nicht. (Ein Boot kann auch sowas wie ein Auto auf dem Wasser sein.) Viele Menschen ziehen es vor, mit dem Auto längere Strecken zu fahren, um ganz privat zu reisen. Manche fahren sogar ohne ein Ziel einfach so herum. Nur um zu fahren. Um mit sich allein im Auto zu sein oder mit jemandem, der ihnen besonders nahesteht. Menschen können im Auto die besten und ehrlichsten Gespräche führen. Auch Selbstgespräche. Sie können ausgelassen singen, die lustigsten Momente mit anderen erleben oder auch erotische. Menschen rücken nicht nur körperlich im Auto näher. Umso schmerzlicher sind dann die dramatischen Gespräche und Momente. Man kann nicht immer gleich aussteigen und weggehen. Nur laut schweigen oder mit vielen Worten nichts sagen. Manchmal muss man aber auch so schnell wie möglich raus. In Autos passiert viel. Mehr als uns bewusst ist. In diesem Leben auf Rädern, das sich bewegt, weil wir es lenken und wenden, Gas geben und bremsen,

still stehen und warten. Das Auto macht, was wir wollen. Vielleicht tut das auch das Leben, wenn wir es wirklich *führen*.

Viele sprechen über ihr Auto, als wäre es ein Teil von ihnen, weil sie etwas von sich in dieses Auto mitnehmen und da lassen. Fragmente ihres Innersten. Szenen ihres Lebens, die nur Ausschnitte sind, eben nur Teile von ihnen. Puzzleteile ihrer Ganzheit. Würden sie nur die Szenen anschauen, die in Autos geschehen sind, könnten diese schon ausreichen, um ganze Leben besser zu verstehen. Auch wenn Jahre dazwischen liegen. In Autos passiert viel.

Szenen – Teil 1

Es ist mitten in der Nacht im Winter, als zwei Frauen und ein Mann zu einem Auto stürmen, das vor einem Haus steht. Eine der Frauen trägt ein Neugeborenes in den Armen. Es ist in eine Decke eingewickelt. Die Frau mit dem Kind weint, die andere schreit sehr laut und hält sich die Hände an den Brustkorb. Sie atmet schwer. Was sie sagt, klingt wie ein Winseln. Ihre Stimme kann die Worte nicht deutlich aussprechen. Sie wirkt, als wäre sie verrückt geworden. Der Mann öffnet der Frau mit dem Kind die Tür zum Auto.

»Sie rührt sich immer noch nicht. Bewusstlos«, sagt sie an ihn gewandt, bevor sie hinten ins Auto einsteigt. Als er die Tür schliesst, schreit die Frau mit dem Kind auf. Der Mann reisst die Tür wieder auf.

»Was ist?« fragt er.

»Noch mehr Blut!« schreit sie. Der Mann sieht, was die Frau sagt. Blut fließt aus dem Mundwinkel des Kindes. Sie wischt es mit einem Küchentuch weg.

»Unser Kind stirbt! Fahr endlich!« schreit die Frau wieder. Sie verfällt in einen Weinkrampf. Er schlägt die Tür wieder zu und rennt um das Auto herum. Zur Fahrerseite. Die andere Frau, die vorhin schon laut geschrien und gewinselt hat, schreit und winselt jetzt noch mehr.

»Oh Gott, was hab ich getan?!« wiederholt sie immer wieder.

»Du bleibst zuhause!« ruft der Mann ihr zu, bevor er sich ans Steuer setzt. Sie ist seine Schwester. Es ist ihr Haus, aus dem sie herausgestürmt sind, in dem sie das Neugeborene »mit etwas Heissem aus der Pfanne« gefüttert hatte. Das hat sie ihrem Bruder und ihrer Schwägerin erklärt, die am Abend noch weg gewesen sind. Sie haben das Kind bewusstlos und mit blutigem Ausfluss aus dem Mund vorgefunden. Jetzt steht seine Schwester hilflos vor dem Auto, das endlich fahren soll. Es will nicht anspringen. Ihr Bruder flucht und donnert immer wieder seine

Hand aufs Lenkrad. Er ist ausser sich. Sie sind alle ausser sich. Da gibt ihm die Schwester Handzeichen, er solle das Auto vom Nachbarn nehmen. Er steigt wieder aus und rennt zum Haus nebenan, das eine Garage hat. Es brennt noch Licht und Stimmen sind zu hören. Vermutlich eine private Feier. Auch seine Frau steigt mit dem Kind wieder aus. Sie wartet mit ihrer Schwägerin auf dem Gehsteig. Der Mann klingelt ununterbrochen und hämmert gleichzeitig mit der Faust an die Tür. Da öffnet sie sich. Der Nachbar streckt nur seinen Kopf raus.

»Wir brauchen sofort Ihr Auto! Es ist ein Notfall!« sagt der Mann zu ihm.

»Na, hören Sie mal! Keiner fährt mit *meinem* Auto!« entgegnet der Nachbar. Er wirft einen empörten Blick auf seine Armbanduhr, die er übertrieben nah an sein Gesicht hält.

»Unser Kind stirbt vielleicht! Wir müssen ins Krankenhaus! Sofort!« ruft der Mann.

»Wir haben noch Gäste«, sagt der Nachbar streng. »Nur *ich* fahre mein Auto!« Er klopft sich mit dem Zeigefinger auf die erhobene Brust.

»Du gibst mir jetzt den Schlüssel von Deinem verdammten Auto!« schreit jetzt der Mann und schlägt mit seinem Schuh gegen die Tür, die sich ganz öffnet. Er packt den Nachbarn mit beiden Händen am Pullover und zerrt ihn vor die Türschwelle.

»Öffne sofort die Garage und gib mir den Schlüssel – oder ich bring Dich um!« Sein Schreien bringt auch seine Schwester wieder zum Schreien. Sie richtet undeutliche Worte an Gott. Seine Frau neben ihr dreht sich mit dem Kind in den Armen im Kreis. Sie schreit und weint zur gleichen Zeit. Auch sie wirkt jetzt, als wäre sie verrückt geworden. Da erscheint die Frau des Nachbarn an der Tür. Hinter ihr ein paar ihrer Gäste, die neugierig ihre Köpfe recken.

»Mein Gott, was ist denn hier los?« fragt sie.

»Geben Sie uns sofort das Auto! Unser Kind muss ins Krankenhaus!« ruft die Frau vom Gehsteig aus. Die Nachbarin hält sich die Hände vor den Mund.

»Kommen Sie mit in die Garage!« ruft sie plötzlich dem Mann zu, der den Nachbarn schon gegen die Hauswand gedrückt hat. Er lässt ihn los. Wie etwas oder jemanden, vor dem man sich ekelt. Dann rennt er mit der Frau ins Haus. Die Garage öffnet sich von innen. Die Nachbarin tritt heraus. Der Mann startet das Auto und fährt rückwärts aus der Einfahrt auf den Gehsteig. Der Nachbar eilt jetzt auch herbei und öffnet die hintere Tür, damit die Frau mit dem Kind einsteigen kann. Kaum ist die Tür zu, gibt der Mann am Steuer Gas. Schnell entfernen sich die Rücklichter des rasenden Autos.

Die Nachbarn und ein paar ihrer Gäste treten an die Schwägerin heran.

»Was ist denn passiert? Was ist mit dem Kind?« fragt die Nachbarin.

»Ich bin schuld, wenn die Kleine stirbt!« antwortet sie und schnappt nach Luft. Sie erzählt ihnen unter Tränen, was passiert ist.

»Magenblutung«, sagt die Nachbarin. »Aber wie kommst Du nur drauf, sowas einem Neugeborenen zu geben? Du hast doch schon drei Kinder gross gezogen!«

»Damals hatten wir nicht viel. Hab nicht nachgedacht«, erwidert sie. »Wollte der Kleinen doch nur was Gutes geben.«

»Beten wir, dass alles wieder gut wird!« sagt die Nachbarin.

Das Paar im fremden Auto erreicht das Krankenhaus. Der Zustand des Kindes ist unverändert. Sie rennen in die Notaufnahme. Einer Dame am Empfang erklären sie, was los ist.

»Haben Sie eine Krankenversicherungskarte?« fragt die Dame hinter der Theke, wo sie Papiere ordnet.

»Nicht dabei. Es musste schnell gehen«, antwortet die Frau mit dem Kind.

»Ohne Karte keine Behandlung«, entgegnet die Dame routiniert und blättert weiter in ihrem Bürokratismus. Das Paar mit dem Kind steht mit offenem Mund vor ihr. Beide sagen sie nichts. Es gibt jetzt keine richtigen Worte. Die Frau übergibt dem Mann das Kind.

»Du gottloses Miststück!« schreit sie. Tief aus ihrem Bauch heraus. »Du bringst uns jetzt sofort zu einem Arzt!« Sie beugt sich über die Theke, um sich die Dame zu greifen. Sie weicht ihr erschrocken aus und tritt ein paar Schritte zurück. In diesem Moment kommt ein Arzt vorbei.

»Was ist denn hier los?« fragt er. Die Frau stürzt sich jetzt auf ihn, weil sie ihn erwischen kann, weil sie sich jemanden greifen *muss*. Sie packt ihn an seinem weissen Kittel und schüttelt ihn. Er versucht sich von ihr zu lösen, sie zu beruhigen, aber ihre Verzweiflung ist stärker als seine Kraft.

»Unser Kind stirbt hier! Wegen einer Scheiss Karte! Macht jetzt was!« Ihre Stimme durchdringt den ganzen Raum, wie durch einen Lautsprecher.

Die routinierte Dame stürmt jetzt hinter ihrer Theke hervor. Pflegefachkräfte stehen plötzlich da. Sie umzingeln das Paar und den Arzt. Alle reden durcheinander.

»Nimmt jetzt endlich jemand das Kind?!« schreit die Frau wieder, so laut wie sie kann. Dann verliert sie sich im Weinkampf.

»Sie haben keine Krankenversicherungskarte«, erklärt die routinierte Dame dem Arzt, der sich von den Händen der weinenden Frau lösen kann.

»Um die Karte geht's hier?« Der Arzt erhebt auch die Stimme. »Und jetzt lassen wir das Kind sterben, oder was?« fragt er sie. Sie stammelt was von Pflichten, während er auf den Mann zugeht und das Kind aus seinen Armen nimmt.

»Was ist passiert?« Sie erklären, was los ist, schon wieder, während er das Kind anschaut. »Ich kann Ihnen eins sagen: Wenn es nach Tagesanbruch noch atmet, dann überlebt es.« Er spricht es zügig aus und eilt davon. Die Eltern können ihm nur noch hinterher schauen, wie er sich auf dem langen Flur von ihnen entfernt. Mit ihrem Kind in seinen Armen.

Warten also auf Tagesanbruch. Auf den Fluren der Notaufnahme. Sie suchen noch eine Telefonzelle auf, um die Schwester des Mannes zu informieren. Es gibt noch keine Handys und keine Smartphones mit einer App, auf der die Krankenversicherungskarte abrufbar wäre. Formulare gibt es aber schon, die noch lange hartnäckig über Leben und Tod entscheiden werden. Über Glück und Unglück. Formulare, Daten und Geld. Pflichten, die zu erfüllen sind, während man darauf wartet, das eigene Kind wieder mit nach Hause zu nehmen oder zu begraben.

Die Nacht ist unerträglich lang, wenn man auf das Tageslicht wartet. Auf unbequemen Stühlen. Am Empfang der Notaufnahme, wo dieses gottlose Miststück steht und ihrer Pflicht nachgeht. Es ist noch nicht ganz hell, als die Eltern die erlösende Erscheinung haben: Sie sehen den Arzt von heute Nacht wieder auf sie zukommen. Den langen Flur entlang. Sie erheben sich von ihren Stühlen. Weder die Frau noch der Mann wagen es, ihm entgegen zu gehen. Sie konzentrieren sich auf sein Gesicht. Es wirkt müde und ernst. Er hatte ja auch noch andere Notfallpatienten. Und da endlich tut er es: Er lächelt. Sie atmen erleichtert auf und gehen ihm entgegen.

»Die Kleine ist wieder bei Bewusstsein! Alles nochmal gut gegangen!« ruft er ihnen zu. Glückstränen fließen.

»Lassen Sie sie aber noch ein paar Stunden hier. Gehen Sie was essen. Heute Mittag kann sie wieder heim«, sagt der Arzt. Die Eltern bedanken sich und umarmen ihn.

Um die Mittagszeit sitzen sie wieder im Auto, das nicht ihnen gehört. Das Kind in den Armen der Mutter schaut wieder mit staunenden Augen um sich. Es strampelt und lächelt. Als wäre nichts gewesen. Was für eine Nacht! Was für eine Fahrt! Ein Auto kann über Leben und Tod mitentscheiden. Über Glück und Unglück. Dieses Ding auf Rädern hat einen Einfluss auf den Ursprung von Tränen. Wie die Menschen.

Szenen – Teil 2

Ein Ford Sierra fährt nachts einer kurvenreichen Strasse entlang. Es geht abwärts einen bewaldeten Berg hinunter. Die Farbe des Autos ist ungewöhnlich. Etwas zwischen violett und rosa. Es ist Januar. Eine Frau sitzt am Steuer. Sie scheint allein dort unterwegs zu sein, worüber sie froh ist. Die Strasse ist etwas glatt, aber es liegt kein Schnee. Weiss sind die Tannenbäume, die sie dem steilen Hang runter zu ihrer Linken sieht. Auch der Strassenrand, der sich den Leitplanken entlang säumt, ist von Schnee bedeckt. Rechts von ihr ist der Berg, der in den Nachthimmel ragt. Hinten im Auto sitzt ihre Tochter. Sie ist eingeschlafen. Die Frau kennt diese Strecke und fährt ihr Auto sicher. Sie weiss, dass sie noch einige Kurven abwärts vor sich hat, bis sie wieder das Tal erreicht und geradeaus fahren kann.

Da gerät ihr Auto ins Schleudern. Es schwankt im Zick-Zack hin und her. Glatteis. Ziemlich viel und ziemlich tückisch. An einer Stelle zum steilen Hang runter, wo keine Leitplanke befestigt wurde. Es ist ein Pannestreifen. Und dahinter ein Abgrund, in dem man von den hohen Tannen aufgespiesst werden würde. Dieser Abgrund wäre die Abkürzung ins Tal. Eine tödliche Abkürzung. Diese hat ihr Auto jetzt gewählt. Eigenmächtig. Blitzschnell schwankt und rutscht es. Es hat sich um 180 Grad gedreht und fährt auf diesen Abgrund zu. Die Frau drückt auf die Bremse. Sie zieht auch die Handbremse. Das Auto bleibt abrupt stehen.

Auch der Atem der Frau bleibt stehen. Dem Gefühl nach auch ihr Herz. »*Nicht bewegen!*« denkt sie. Sie meint sich und das Auto. Erstarrt ist nur sie. Das Fahrzeug, in dem sie sitzt, wippt rauf und runter. Die Vorderreifen ragen über dem Abgrund. Die Hinterreifen stehen auf dem Pannestreifen. Das hofft sie. Um in den Rückwärtsgang schalten zu können. Es gibt noch keine Handys. Sie kann niemanden anrufen. Niemand fährt vorbei. An dieser tückischen Stelle. Sie löst sich aus ihrer Schockstarre, mit Blick auf diese Tannenspieße, die aus der Dunkelheit emporragen. Sie denkt jetzt an ihre Tochter auf dem Rücksitz. Vorsichtig dreht sie sich um und blickt nach hinten. Die Kleine ist noch nicht aufgewacht. »*Oh mein Gott! Oh mein Gott!*« Sie gerät in Panik. Tränen schiessen ihr aus den Augen. Ein Weinkrampf überfällt sie, den sie nicht aufhalten kann, wie sie ihr Auto nicht aufhalten konnte. Auch sie wippt innerlich hin und her. Zwischen Abgrund und sicherem Boden. »*Ich werde uns hier beide umbringen!*« Sie weint jetzt laut, kann es nicht zurückhalten.

»Mum? Was hast Du?« hört sie ihre Tochter fragen. Sie klingt noch ganz verschlafen.

»Schatz...«, bringt sie hervor, ohne zu wissen, was sie sagen soll.

»Mum, was ist? Sind wir schon da?« Ihre Tochter löst den Gurt, mit dem sie angeschnallt war, um sich an den Vordersitz zu klammern, wie sie es immer tut.

»Nicht bewegen!« ruft ihre Mutter. Panisch blickt sie zwischen ihrem Kind und dem Abgrund hin und her. Die Kleine bleibt sitzen.

»Aber wieso?«

»Schatz, unser Auto ist von der Strasse abgekommen.« Ihre Tochter schaut um sich. Ihr fällt auf, dass die Fenster und Türen schräg stehen. Nicht wie sonst. Sie reckt ihren Kopf nach vorn und sieht die Tannenbäume, die aus diesem schwarzen, tiefen Loch hochragen.

»Mum, kann unser Auto jetzt fliegen?« Ihre Mutter muss fast lachen. So ein Lachen, wenn man weiss, dass einem etwas wirklich Böses bevorsteht. Dann schiessen ihr wieder die Tränen aus den Augen. Sie versucht, sich zu fangen. Plötzlich ist es, als hätte sie einen Schalter in sich umgelegt. Ein Schalter, der die Angst betäubt und ihren Verstand schärft. Man könnte ihn auch Überlebensinstinkt nennen.

»Schatz, hör mir jetzt gut zu!« sagt sie. Dabei blickt sie auf den Beifahrersitz. »Unser Auto steht jetzt sehr gefährlich. Wir könnten da runterfallen. Und ich muss versuchen, die Handbremse zu lösen und den Rückwärtsgang einzulegen, damit wir wieder auf die Strasse kommen. Ich weiss nicht, ob das geht, was dann passiert. Verstehst Du mich?« Die Kleine glaubt zu verstehen. Sie fängt an zu weinen.

»Du musst jetzt ganz stark sein, Schatz«, sagt ihre Mutter. »Du musst versuchen auszusteigen. Dann werde ich versuchen, unser Auto wieder auf die Strasse zu bringen.«

»Nein, Mum!« Die Kleine weint jetzt haltlos. Die Mutter muss es ignorieren.

»Hör jetzt sofort auf!« sagt sie streng und schaut sie direkt an. Es bricht ihr das Herz. »Du nimmst jetzt Deine Jacke, Deine Schuhe und öffnest die Tür. Dann steigst Du aus. Du bist viel leichter als ich. Und wenn unser Auto plötzlich weg ist, dann wartest Du am Strassenrand, bis jemand anhält. Geh nicht auf die Strasse. Man muss Dich nur sehen. Hast Du mich verstanden?«

»Mum, ich will aber nicht ohne Dich raus«, sagt die Kleine und schluchzt. Dabei reibt sie sich mit den Händen die Augen. Kinder tun das, um auf ihre Tränen hinzuweisen. Erwachsene wischen sie weg, um nicht zu zeigen, wie traurig sie sind. Meistens schaffen sie es, dass sich die Tränen erst gar nicht zeigen.

»Du tust jetzt, was ich Dir sage!« schreit ihre Mutter. Ihre Stimme klingt hart. Ihre Tochter tut, was sie sagt, weint aber weiter vor sich hin. Irgendwo tief in sich drin, versteht sie, was passiert, warum das jetzt sein muss, aber sie findet es schrecklich und böse. Was passiert, und was passieren könnte, ist sehr böse, und sie will sowas nicht verstehen, ja gar nicht erst gesehen haben. Sie zieht ihre Jacke an. Die Schuhe nimmt sie unter den Arm. Ihre Hände zittern, und sie hat Angst, dass sie zu lange braucht, um sie zuzubinden. Sie zieht vorsichtig am Griff, der die Tür öffnet. Sie öffnet sich, aber die Tür ist schwer.

»Du kommst doch auch raus, Mum?« fragt die Kleine, bevor sie die Tür aufstösst. Sie fürchtet, dass wenn sie aussteigt, das Auto *weg* sein wird. Weil *sie* sich bewegt hat, weil *sie* ausgestiegen ist und ihre Mutter nicht.

»Wir schaffen das, Schatz! Geh jetzt!« ruft ihre Mutter ihr zu. Ihre Stimme klingt jetzt sanft. Die Kleine stösst die Tür auf. Das Auto scheint etwas stärker zu wippen. Oder sie bildet es sich ein. Langsam lässt sie ihre Beine raushängen und runtergleiten. Ihr fällt auf, wie klein sie doch noch ist und wie gross das Auto. Sie steht im Schnee. Ihre Strümpfe werden nass, ihre Füsse kalt.

»Mach die Tür zu, wenn Du kannst«, ruft ihre Mutter. Die Kleine drückt die Tür vorsichtig zu. Sie rastet nicht ein und bleibt nur angelehnt. Ihre Mutter gibt ihr Handzeichen, dass sie sich vom Auto entfernen soll. Sie tut es. Ihre Schuhe hat sie jetzt mit beiden Händen umklammert, sie sich an den Bauch gedrückt. Sie friert und hat Angst. Und diese Angst macht ihr auch Angst. Sie hat vor etwas Angst, von dem sie nicht weiss, was es bedeutet. Es kommt ihr nicht in den Sinn, die Schuhe anzuziehen. Sie sieht nur noch das Auto und versteht erst jetzt, was ihre Mutter ihr erklärt hatte. Ihre Spielzeugautos fallen ihr ein. So sieht das Auto jetzt für sie aus. Vorher wirkte es doch immer so gross und stark. Nicht wie ein Spielzeug, das zur Hälfte irgendwo runterhängt, schräg in der Luft. Ein kleiner Schubser genügt vielleicht und es fällt runter. Sie blickt auf die Strasse, ob nicht jemand vorbeifährt. Kein einziges Auto. Sie sind allein. Mit ihrem kleinen, schwachen Auto über dem grossen, bösen Loch.

Das Kind sieht, wie ihre Mutter sich eilig die Tränen aus dem Gesicht wischt, hektisch nach hinten blickt, dann immer wieder auf diesen Knüppel in der Mitte, den man beim Autofahren braucht. Sie stellt dort irgendwas ein. Dann umklammert sie die Handbremse und blickt nach vorn. Ein paar lange Sekunden lang bleibt sie so und tut nichts. Die Kleine hofft, dass sie durchs Fenster zu ihr rüber schaut, aber sie tut es nicht. Sie schaut sie einziges Mal an. Als hätte jemand am Strassenrand ihre Tochter schon mitgenommen. Aber sie steht noch da und schaut auf das Auto, in dem ihre Mutter sitzt. Was, wenn es plötzlich *weg* ist? Das kann sie nicht sehen! Sie schliesst die Augen, aber sie hält das nicht lange aus und öffnet sie wieder.

Dann hört sie plötzlich den Motor des Autos. Es fährt! Oder doch nicht? Es steht noch. Sie sieht wieder, wie sich ihre Mutter die Tränen aus dem Gesicht wischt. Die stören sie jetzt beim Sehen. Ihr Gesicht wirkt aber nicht mehr traurig, eher so, wie wenn sie viel zu arbeiten hat, und es schnell gemacht werden muss. Das Auto wippt jetzt mehr hinten als vorn. Die Hinterreifen drehen sich dabei. Schnee fliegt herum. Ihre Mutter löst die Handbremse und blickt abwechselnd nach hinten und nach vorn. Sie stützt sich dabei am Beifahrersitz und lehnt sich weit zurück. Bestimmt hat das einen Grund. Das Auto ist laut. Die Hinterreifen drehen sich und

drehen, aber sie lassen nur Schnee rumfliegen. Der Motor sackt ab. Das Auto wippt wieder mehr nach vorn. Ihre Mutter startet es erneut. Sie sieht immer noch aus wie bei der Arbeit. Schnell muss es gehen. Alles muss gut gehen. Sie weint nicht mehr. Die Reifen drehen sich und drehen. Sie scheinen zu sagen, was ihre Mutter denkt: »Du fährst jetzt rückwärts, Du verdammtes Ding!« Und das Ding tut es. Der Schnee bleibt liegen und wird von den Hinterrädern überrollt. Da rollen auch die Vorderreifen drüber. Sie sind nicht mehr in der Luft und ändern ihre Richtung. Das Auto wird auf dem Pannestreifen parkiert. Die Handbremse quietscht und wird fest angezogen. Die Kleine hüpfte und wirft ihre Schuhe in die Luft. Dann fängt sie wieder an zu weinen und weiss nicht warum. Ihre Mutter steigt aus dem Auto und rennt auf sie zu. Sie nimmt sie in die Arme. Auch sie weint, ohne sich die Tränen wegzuwischen. Sie drückt die Kleine fest, dass sie einen Moment lang keine Luft kriegt und sich aus ihrer Umarmung löst.

»Das machst Du nie wieder mit mir!« schreit die Kleine wütend. »Dass ich aus dem Auto muss!« Sie reibt sich die feuchten Augen. Ihre Mutter hat sich vor sie hingekniet und streichelt ihren Kopf.

»Aber Schatz! Wir wären vielleicht sonst beide da runtergefallen«, sagt sie.

»Nein!« schreit die Kleine. »So böse Sachen passieren nicht!« Ihre Mutter weiss nicht, was sie ihr darauf antworten soll. Sie küsst und umarmt sie wieder.

»Du hast doch noch Dein ganzes Leben vor Dir.« Das ist alles, was sie dem Kind sagen kann. Das, was sie sich selbst gesagt hatte, als sie beide in den Abgrund blickten.

Szenen – Teil 3

Sie ist ausser sich, während sie Auto fährt. Auf einer Hauptstrasse, die vielbefahren ist. Anhalten und wieder zu sich finden, das muss sie jetzt. Sie biegt ab auf einen Parkplatz. Er gehört zu einem Café, in das sie nicht reingeht. Sie bleibt im Auto. In ihrem Ford Sierra. Um bei sich zu sein. Allein mit der Szene in ihrem Kopf, die sie eben noch gesehen hat. Auf der Hauptstrasse. Beim Autofahren. Ausser sich. Sie hat sie doch gesehen? Diese Szene? Sie und ihn. Wie er seinen Arm um sie gelegt hat. Wie sie ihre Hand auf seinem Hintern hatte. Verliebte Spaziergänger. Fremdgänger! Am helllichten Tag. Vor ihrer Nase. Das war er doch? Oder bildet sie sich das wieder ein?

Es ist ja auch völlig undenkbar. Das, was sie gesehen hat, aber sie hat es gesehen. Weil sie früher nach Hause fahren konnte als sonst. Dass sie sich was einbildet, hat er ihr früher schon

gesagt, als sie noch nicht verheiratet waren und noch kein gemeinsames Kind hatten. Da war sie noch jung und konnte sich Vieles nicht vorstellen. Selbst das, was sie gesehen hat. Immer schon hat er versucht, ihr einzureden, dass sie nicht sieht, was sie sieht, nicht hört, was sie hört. Ihre Augen und Ohren lagen aber immer richtig, und sie bildete sich ein, dass sich diese Szenen nicht mehr wiederholen würden. Nicht, wenn man verheiratet ist und ein Kind hat. Um sich das einzubilden, ist sie aber nicht mehr jung genug, und noch nicht alt genug, um sich von Menschen und Dingen zu lösen, die ihr nicht gut tun. Sie kann noch zu viel aushalten und durchhalten. Wie verdammt viele Menschen glaubt sie, dass das eine Art Leistungsnachweis wäre, der sie irgendwann entschädigt. Dass Ausdauer das Leben ist und nicht, dass das Leben von erfüllender Dauer sein soll. Es dauert und wird enden. So oder so.

Sie möchte weinen im Auto, um es zuhause nicht zu tun. Es geht nicht. Sie ist viel zu wütend, noch viel zu sehr im Kopf, in dem sie alle diese Szenen nochmal durchspielt. Szenen, die mal passiert sind und nicht mehr passieren sollten. Man wird doch auch mal reifer mit den Jahren? Oder etwa nicht? Sie schon, denkt sie. Er nicht. Verlassen wird er sie niemals. Er verliebt sich nicht in andere Frauen. Andere Frauen sollen sich in ihn verlieben. Das weiss sie heute. Aus der Wohnung kriegt sie ihn nicht so einfach. Das wird Krieg geben. Es wird eine Scheidung geben. Hässlich wird es werden. Weil sie sich eingebildet hat, dass ihr Mann reifer werden wird. Er hat also doch recht gehabt. Sie bildet sich zu viel ein, was nicht passiert. Die Scheidung *wird* passieren, denkt sie entschlossen und startet das Auto.

Sie muss nach Hause. Das Kind hat er dort wieder allein gelassen. Es ist auch allein, wenn er da ist. Er wird ihr dann irgendein Märchen auftischen, wo er gewesen ist. Sie wird ihm sagen, dass er sich eine Wohnung suchen soll. Er wird ausrasten, was sie sich wieder einbildet. Es wird hässlich werden. So hässlich, dass die Polizei ihn aus der Wohnung zerren muss. Er wird vor dem Kind auf die Knie fallen, es unter Tränen anflehen, dass es die Mama überredet, den Papa zu behalten. Das Kind wird auch weinen, den Vater gar nicht mehr wiedererkennen. Es wird ihm vor den lauten Polizisten sagen, dass er bitte gehen soll, damit das alles aufhört. Es wird für ihn auch schuld sein an der Scheidung, weil die Mutter auch dem dummen Kind was eingeredet hat.

Sie, die Mutter, wird reifer sein müssen als er und endlich glauben, was sie mit eigenen Augen sieht. Im Auto, in dem sie jetzt vom Parkplatz wegfährt. Nach Hause, wo ihr gemeinsames Leben *ihre* Einbildung war.

Szenen – Teil 4

»Hab ich viel gelesen!« ruft die Lehrerin ins Klassenzimmer. Sie hat ihren Kopf durch den Türspalt gestreckt und wedelt mit einem Papierstapel. Dann öffnet sie ganz die Tür und tritt ins Zimmer. Sie hat gute Laune. Die Schüler, die gerade noch quer durcheinander schwatzten, auf Tischen sassen oder einfach nur herumstanden, setzen sich jetzt an ihre Plätze. Sie haben grossen Respekt vor dieser Lehrerin. Nicht nur vor ihr als Lehrerin, sondern weil sie auch die Direktorin der Schule ist. Ihre hochgewachsene Statur, ihr graues, kurzes Haar und ihre schwarze Brille heben ihre Autorität noch hervor. Sie geht an den Lehrerpult und setzt sich. Alle sind still und schauen in ihre Richtung.

»Das ist eine Premiere!« sagt sie an die Schüler gewandt. »Ihr habt Eure erste Geschichte geschrieben! Ich hab gestaunt, was Ihr da alles zu Papier gebracht habt!«

Die Schüler hören aufgeregt zu. Sie wissen, was jetzt kommt. Die besten drei Geschichten kriegen einen Preis. Bücher und Süssigkeiten wird es geben. Diese Geschichten werden mit einer Schreibmaschine getippt und in der Schule verteilt werden. Und die beste von ihnen wird der Klasse vorgelesen. Die Lehrerin möchte, dass sich die Kinder für Literatur begeistern und ihre eigene Sprache finden für das, was sie bewegt.

»Richtig spannend, was auf diesen Blättern alles passiert!« ruft sie wieder aus. Sie legt ihre Hand behutsam auf den Papierstapel vor sich. Sie ist zwar sehr streng, aber wenn sie zufrieden mit ihren Schülern ist, kann sie das auch zeigen. Die harsche Kritik, die sie austeilt, gleicht sie mit grosszügigem Lob aus, der wie Balsam auf Kinderseelen wirkt.

»Alle Geschichten sind wunderbar«, betont sie. »Es war wirklich sehr schwer für mich, eine Auswahl zu treffen. Nicht alle können gewinnen, aber alle können mitmachen. Die *Geschichten* sind der Gewinn. Denkt immer dran! Alle Geschichten, auch die sehr traurigen, können wie Heilmittel sein. Wenn wir sie erzählen oder wenn wir sie hören oder lesen.«

Sie blickt um sich, in die Gesichter ihrer Schüler. In jedem Gesicht sieht sie auch die Geschichte, die sie gelesen hat. Viele haben sie verblüfft. Was manche geschrieben haben, passt so gar nicht zum Verhalten, das sie jeden Tag in der Schule zeigen. Am meisten haben oft diejenigen was zu sagen, die sonst unscheinbar wirken und sich selten bis gar nicht äussern. Auf dem Papier aber, mit einem Stift in der Hand, kann plötzlich ganz viel in ihnen passieren und sich auf diesem Papier ausdrücken. Das leere Blatt, das nur für sie da ist, auf dem es keine Grenzen und keine Vorgaben gibt, bringt ihre Herzen zum Überquellen.

Die drei besten Geschichten liegen zuoberst auf dem Papierstapel. Alle durften selbst entscheiden, worüber sie schreiben möchten und wie lang ihr Text wird. Die beste Geschichte ist auch die längste. Sie stammt von einem introvertierten Mädchen, das nie die Hand hebt, nicht gern vor der Klasse spricht. Nur wenn sie direkt angesprochen wird, sagt sie was, aber sehr knapp. Sie hat gute Noten, doch sie scheinen ihr egal zu sein, als würde sie in einer Welt leben, in der ganz andere Regeln gelten. Das tut sie aber nicht. Sie zieht sich in so eine Welt zurück, aus der sie sich knapp zu Wort meldet, wenn sie angesprochen wird.

Die Lehrerin nennt feierlich die drei Namen der Schüler, die mit ihrer Geschichte einen Preis gewonnen haben. Er wird ihnen am Ende der Woche genauso feierlich überreicht werden. Das introvertierte Mädchen reagiert aufgeregt auf den eigenen Namen, aber auch sehr verlegen. Sie freut sich und sie schämt sich, und sie weiss nicht warum. Und als nochmal ihr Name fällt, weil ihre Geschichte vorgelesen werden soll, hält sie den Atem an. In ihrem Hals ist was. Sie kriegt es nicht raus und nicht runter.

»Willst Du nach vorn kommen und uns Deine Geschichte vorlesen?« fragt die Lehrerin. Das Mädchen schüttelt abrupt den Kopf. Automatisch und energischer als sie es gewollt hat.

»Aber warum denn nicht? Du kannst stolz auf Dich sein!« Das Mädchen rutscht tiefer in den Stuhl. Sie macht eine Faust, die sie sich an den Mund hält. Ein paar Schüler aus der Klasse versuchen ihr Mut zu machen, sie solle doch einfach nach vorn gehen und vorlesen, was sie geschrieben hat. Die Lehrerin erkennt, dass das nicht passieren wird. Sie zu zwingen, hält sie pädagogisch für nicht klug. Vielleicht würde es ganz heilsam für das Mädchen sein, wenn sie das, was sie geschrieben hat, von jemand anderem hört.

»Es war ja auch etwas viel für Dich in diesem Jahr«, bemerkt die Lehrerin. »Wir sind auch alle sehr froh, dass Du wieder bei uns bist, und dass bei Dir alles gut verheilt ist.« Das Mädchen schweigt und ist sehr froh, dass sie nicht zum Vorlesen gezwungen wird. Sie ist froh und schämt sich auch.

»Ich werde Deine Geschichte sehr gern vorlesen«, sagt die Lehrerin. Sie nimmt die Blätter, die zuoberst auf dem Stapel liegen, in ihre Hände. Es wird still. Die Klasse schaut in ihre Richtung. Die Stimme der Lehrerin ist dabei dieselbe, wie wenn sie ihnen Textpassagen aus *ganz wichtiger Literatur* vorliest. So nennt sie die Kinderbücher, die sie mit ihnen behandelt. Sie sagt, dass Kinderbücher noch bedeutender sind als Bücher, die für Erwachsene geschrieben wurden.

Natürlich ist das, was sie der Klasse vorliest, keine richtige Geschichte. Der Text ist weder fehlerfrei geschrieben noch ein Meisterwerk, eher ein Auszug aus der Seele eines Kindes. In der Sprache eines Kindes. Ihre Stimme aber, ihre Lehrerstimme, macht was mit den Worten

ihrer stillen Schülerin. Die Kinder in der Klasse, die zuhören, verstehen es noch nicht, aber sie fühlen, dass diese Worte jetzt plötzlich ganz wichtig sind. Sie sind *an sie* gerichtet. An jeden Einzelnen von ihnen. Worte, auf die sie innerlich Antwort geben, ohne was zu sagen. Etwas in ihnen antwortet auf das, was sie hören, und dieses Etwas in ihnen hat auch was zu erzählen.

Titel: *Stärker als ein Auto*

Manchmal werden wir einfach nicht gesehen und nicht gehört. Wie wenn wir gar nicht da sind. Nicht mal auf der Welt. Und dann muss was Schlimmes passieren, damit man uns sieht und hört. Ich glaube, dass wir uns dann auch selber besser sehen und hören, wenn was Schlimmes passiert, und wir fast gar nicht mehr da sind. Nicht mehr auf der Welt.

Die Welt ist ein bisschen wie die Schule. Draussen ist es wie im Klassenzimmer. Man muss gute Noten haben, sonst wird man nicht gesehen und nicht gehört. In meiner Schulklasse ist das auch so. Wir haben Prüfungen, Zeugnisse und Lehrer. Von den Mitschülern muss man auch irgendwie gute Noten bekommen, damit man Freunde in der Schule hat. Sonst werden die Mitschüler sehr gemein. Sie schauen dann auch sehr gemein. Wie wenn man ganz winzig ist, so winzig wie ein Krümel, den man wegputzt. Mir fällt jetzt das Wort für das nicht ein. Es gibt ein starkes Wort für das. So gemeine Mitschüler können einen nicht richtig sehen, nicht hören und fast durch einen durchlaufen. Auch dafür gibt es ein Wort. Finde es grad nicht. Für alles gibt es Worte, die sagen, was man sieht und hört. Die können aber auch sagen, was man nicht sieht und hört. Ich glaube, Worte geben einem Augen und Ohren, wo die Menschen sie nicht haben.

Das alles hab ich mir überlegt, weil ich doch ein Auto besiegt hab. Ich bin nicht winzig, kein Krümel. Ich bin stark und ich kann was. Noch nicht gut, aber ich werde besser. Ich kann gut überlegen und es aufschreiben. Es ist gemein, wenn man mir weh tut, weil ich tue anderen nicht weh. Ich möchte, dass wir alle in der Klasse uns lieb haben. Auch draussen. In der Welt. Nicht nur in der Schule. Auch die Lehrer sehen einen nicht immer gut, und sie hören nicht immer gut. Eltern auch nicht. Warum ist das so schwer? Richtig schauen und hören?

Ich hab auch nicht richtig geschaut und gehört. Auf der Strasse. Ich bin mit meinem BMX gefahren. Die gemeinen Kinder aus meiner Klasse haben mich gesehen. Wie einen Krümel. Dann sind sie hinter mir gefahren. Auf dem Fahrrad. Ganz schnell. Und sie haben gemeine Sachen gerufen. Sie wollten mich wegputzen. Ich bin dann auch immer schneller gefahren. Über den gelben Streifen auf der Strasse. Hab nicht links und rechts geschaut. Das muss man immer. Da ist dann das grosse Auto gekommen. Und ich hab dann gar nichts mehr gesehen und gehört. Das Licht ist ausgegangen. Alles war ruhig. Dann war ich irgendwann wieder da. Jemand hat

gerufen, dass ich wieder beim bewusst sein bin. Oder so. Ich glaube, das sagt man, wenn man nicht tot ist. Hab da am Boden viele Schuhe gesehen. Von fremden Leuten. Und Autoreifen. Ich bin dort gelegen. Wie im Bett. Aber dort, wo die Autos fahren. Jemand hat gesagt: sie ist überfahren worden. Jemand anderes hat gesagt: sie ist mit dem Fahrrad mitgeschleift worden, und das Fahrrad hat ihr das Leben gerettet. Aber ich bin draufgefallen. Auf die Stange vom BMX. Der Arzt hat gesagt: offene Wunde am Unterbauch. Wir müssen nähen. Mein Kopf hat auch geblutet. Und dann hab ich gemerkt, dass meine Hände sehr wehtun. Ein Finger ist gebrochen, hat der Arzt gesagt. Der Mittelfinger. Ich hab so eine Schiene und einen Gips bekommen. Das hat mich sehr gestört, wollte das nicht haben. So musste ich dann in die Schule. Meine Eltern waren sehr froh, dass ich nicht tot bin.

Alle in der Klasse haben nachher viel gelacht, weil ich in der Schule dann jedem den Mittelfinger gezeigt hab. Auch den Lehrern. Auf einmal schauten mich die gemeinen Schüler anders an. Sie fanden mich jetzt gut. Sie haben mich alles gefragt. Was nach dem Unfall passiert ist. Sie sind jetzt lieb zu mir. Alle schauen mich jetzt lieb an, weil ich ein Auto besiegt hab und in der ganzen Schule den Mittelfinger gezeigt hab. Jeder hat auf meinen weissen Gips was gemalt oder geschrieben. Das war toll. Gar nicht toll war, dass alle Lehrer dachten, dass ich die Hand hebe, um was zu sagen, weil ich meinen Arm hochhalten musste. Das hat der Arzt gesagt. Ich hebe doch nie die Hand. Dann schauen einen alle an und hören genau zu. Sonst hören sie nicht so genau zu. Und dann ist es, wie wenn man ganz schnell gute Noten haben muss.

Ich hab das Gefühl, wir schauen uns in der Klasse jetzt alle besser an. Und ich finde es richtig gut, dass ich da bin. Auf der Welt. Aber wenn mich wieder jemand wie so einen Krümel anschaut, dann weiss ich, dass ich stärker bin als ein Auto. Man muss sich selber einfach richtig sehen und hören, nicht nur auf andere schauen. Jeder ist irgendwie gross und stark. Jeder kann was. Wir müssen uns nur lieb haben, dann sind die Augen und Ohren auch da. Bevor was Schlimmes passiert.

Meine Geschichte ist jetzt fertig.

Die Lehrerin wird später der Klasse weitere Geschichten als Hausaufgabe geben. Sie werden sie im Unterricht vorlesen müssen. Alle werden das müssen. Auch die Stillen. Das Mädchen wird sie mal mit dem Auto mitnehmen, sie nach Hause fahren. Sie wird ihr während der Fahrt sagen, dass sie vielleicht eine Schriftstellerin werden *könnte*, wenn sie weiter schreibt. Diese Lehrerin wird der einzige Erwachsene sein, der ihr das sagt. Alle anderen werden ihr später sagen, dass sie besser was anderes tun *sollte*.

Das Mädchen wird sich darüber freuen, über dieses grosse Wort: Schriftstellerin, aber sich auch ein bisschen schämen. Schriftsteller schreiben doch so dicke Bücher. Sie muss doch erst alle Worte finden, die es gibt. Und was könnte *sie* schon zu sagen und zu erzählen haben, das ganze Bücher füllt? Muss man Bücher auch vorlesen? Vor fremden Leuten? Da bleibt sie doch lieber in ihrer eigenen Welt. Ohne immer gute Noten haben zu müssen. Mit einer Sprache, die es schafft, dass sich Menschen beim Lesen nicht wie Krümel fühlen. Mit Worten, die ihnen zuflüstern, dass auch sie was zu sagen und zu erzählen haben.

Szenen – Teil 5

Sie sitzen in einem roten Toyota Celica. Ein Mann und seine Tochter. Das Auto hat er sich nach der Trennung von seiner Frau zugelegt. Er hat sich gerade eine Zigarette angezündet und den vollen Aschenbecher geöffnet. Seiner Tochter erzählt er viel über das Auto, was sie nicht interessiert. Sie fühlt sich darin nicht wohl, sagt aber nichts und hört nur zu. In Wahrheit fühlt sie sich mit ihm nicht wohl. In einem so kleinen und engen Raum. Sein Auto steht vor dem Haus, in dem sie mit ihrer Mutter und dem neuen Mann an ihrer Seite wohnt. Sie hat auch die Schule gewechselt. Es ist das erste Mal, dass ihr Vater nach der Trennung dort vorbeikommt. Das erste Mal, dass er sich überhaupt mit ihr trifft. Um mit ihr zu reden, hat er gesagt. Nicht um irgendwo mit ihr hinzufahren. Er hat einfach nur vor dem Haus parkiert und den Motor abgestellt, nachdem sie eingestiegen ist. Und dort sitzen sie nun, wo er ihr sagt, dass ein Toyota so viel besser sei als ein Ford.

In seinem Auto sitzt sie sehr tief. Sie hat das Gefühl, mit dem Hintern schon den Asphalt zu berühren. Es stinkt nach Zigaretten. Der volle Aschenbecher überquillt fast. Alles wirkt mufflig, abgestanden, komplett reinigungsbedürftig. Auch ihr Vater. Er trägt durchgewetzte Jeans, die einen gelben Stich bekommen haben. Die Jacke, die er trägt, ist von seiner Arbeit. Sie riecht auch ein bisschen nach seiner Arbeit. Ihr fällt auf, dass seine Fingernägel lang sind. Sie schämt sich in diesem Auto, weiss aber nicht so recht, warum *sie* sich schämt.

»Du verstehst Dich also gut mit ihm«, sagt er plötzlich. Seine Stimme klingt jetzt sehr ernst und streng. »Das hat mir Deine Mutter am Telefon gleich als Erstes erzählt. Stimmt das?«

»Ja, er ist sehr nett«, antwortet sie.

»Und Du findest das gut, ja? Den fremden Mann bei Euch nett zu finden?«

»Er ist kein Fremder mehr.« Er ignoriert, was sie sagt. Das tut er oft. Bei jedem. Er kann das sehr gut. Ausblenden, was er nicht hören und nicht sehen will. Manchmal beneidet sie ihn darum.

»Das habe ich noch nie gehört«, sagt er mit dramatischer Stimme, »dass ein Kind einen fremden Mann bei der Mutter akzeptiert – und nicht den eigenen Vater!«

»Mit Dir ist es uns aber nicht gut gegangen. Wir waren irgendwie immer allein«, sagt sie.

»Und mit diesem Fremden ist alles super, ja?«

»Willst Du denn nicht, dass es uns gut geht?«

»Ein seltsames Kind bist Du. Von *mir* hast Du das nicht!«

»Dann kannst Du ja froh sein, dass Du uns los bist.«

»Jetzt kein Wort mehr! Verstanden?« Er donnert seine Hand gegen das Lenkrad. »Oder ich knall Dir so eine, dass Dir der Kopf abfällt!« Die Asche seiner Zigarette ist ihm in den Schoss gefallen. Er wischt sie mit der Hand weg. Sie fliegt über seine Schuhe.

»Du bist der fremde Mann, Papa«, sagt sie knapp. Er öffnet den Mund. Seine Augen weiten sich. Auf eine Weise, dass seine Pupillen sich wie angespannte Pfeile anfühlen, die jeden Augenblick losgelassen werden. Diese Augen hat sie bei ihm schon gesehen. Schon als sie klein war. Aber das ist eine andere Geschichte, die nicht in Autos passiert ist. Jetzt will sie sogar, dass er sie schlägt. Doch er schaut weg. Geradeaus. Auf die Strasse. Sie kann sehen, dass er die Zähne zusammenbeisst. Schade, schlägt er sie nicht, denkt sie, dann hätten alle mehr Verständnis dafür, dass sie ihn nicht mehr treffen will. Sie soll ihn treffen, damit sie eine gesunde Vater-Tochter-Beziehung aufbauen. Irgendwie geht es aber in die andere Richtung, in die es schon vor der Trennung ihrer Eltern gegangen ist. In eine Richtung, in der sie eigentlich nie richtig zusammenfinden konnten.

»Ich rate Dir dringend«, sagt er, »halt jetzt Deinen Mund!« Seine Stimme klingt wieder sehr dramatisch. Er nimmt eilig einen tiefen Zug von seiner Zigarette.

»Was willst Du noch alles wissen?« entgegnet sie ihm. Sie wirkt ganz ruhig, was für ihn schon eine Provokation ist. Nur schon ihre ruhige Art. Er mag temperamentvolle Menschen, hat er oft zuhause gesagt, mit denen es »*lebendig*« ist. Stille und Ruhe erträgt er nicht lange.

»Was zum Teufel meinst Du jetzt *damit*?« faucht er sie an.

»Na, vielleicht interessiert es Dich, wie es mir in der neuen Schule geht? Überhaupt, wie es uns geht.«

»Ich frage Dich, was *ich* will! Und Deine Mutter muss mich nicht mehr interessieren«, schreit er.

»Okay«, sagt sie und überlegt. »Aber warum interessiert Dich dann der fremde Mann bei uns, wenn *wir* Dich nicht mehr interessieren? Das verstehe ich nicht.«

»Du willst für Dein Alter ein bisschen viel verstehen!« Seine Stimme ist vom Drama zur spottenden Ironie übergegangen. Wie er klingt, sagt ihr mehr, als seine Worte es tun. Auch das kennt sie schon von ihm. Es erinnert sie an Schauspieler, die auf der Bühne stehen und das Publikum was fühlen machen wollen.

»Und Du viel zu wenig«, sagt sie ruhig. Fast schon, als hätte sie es nur zu sich selbst gesagt.

»Halt jetzt den Mund! Hörst Du mich?« schreit er schon wieder.

»Ja, ich höre Dich. Aber Du hörst nie richtig zu.« Er schnalzt entnervt mit der Zunge. In gespielter Zeitlupe schüttelt er langsam seinen Kopf, um das unfassbare Drama, das sich hier abspielt, visuell hervorzuheben.

»Nein, nein...«, sagt auch er plötzlich ruhig. »So spricht ein Mädchen nicht mit ihrem Vater.« Dann dreht er die Lautstärke wieder auf: »Sooo nicht! Verstanden?« Er wedelt dabei mit den Fingern, zwischen denen er seine Zigarette hält. Asche fällt ihm wieder runter. Sie sammelt sich in dem Fach, in dem die Handbremse liegt.

»Du redest auch nicht schön mit mir.«

»Raus aus dem Auto! Raus, hab ich gesagt!« Er startet schon den Motor. Dann drückt er seine Zigarette in den vollen Aschenbecher. Kopfschüttelnd dreht er sich zum Fenster an der Fahrerseite, um sie nicht ansehen zu müssen. Sie steigt wortlos aus und schliesst die Tür. Er drückt mehrmals aufs Gaspedal. Wie vor einem Rennen. Im nächsten Moment rast er schon davon. In seinem roten Toyota Celica. Sie geht zurück in die Wohnung. Zu ihrer Mutter und dem fremden Mann, der immer freundlich zu ihr ist. Sie fühlt sich erleichtert, aber auch beladen von etwas, das sie noch nicht versteht. Frei fühlt sie sich, weil ihr Vater weg ist, aber auch verloren, weil er weg ist. Noch weiss sie es nicht, dass Menschen sich so fühlen, wenn sie eine Last loslassen mussten, die sie eigentlich brauchen.

Szenen – Teil 6

Ein Mädchen hat sich in einen alten, silbrigen Ford Granada gesetzt. Auf den Rücksitz. Hinter dem Fahrersitz. Es ist schon nach Mitternacht. Eine Sommernacht. Das Auto steht auf einem Parkplatz neben einem Fussballfeld und einer Baracke, in der Musik und laute Stimmen zu hören sind. Stockdunkel ist es. Die einzige Beleuchtung ist noch das Licht, das aus den kleinen

Fenstern der Baracke kommt. Viele Autos stehen auf dem Parkplatz, aber die Menschen, denen diese Autos gehören, sitzen alle dort drin, wo das Licht ist. Es sind vor allem Männer.

Die Frauen, die sie gesehen hat, sind schon früher gegangen. Auch Kinder waren dabei. Die wenigen Frauen, die noch da sind, servieren den Männern Getränke und Essen. Eine dieser Frauen hat sie am späten Abend noch aus dem Klo kommen sehen. Mit einem Mann, der nach Bier gestunken hat, und der sich gerade den Gürtel zugebunden hatte. »Hey, meine Kleine«, hat die Frau zu ihr gesagt und sie lieb angelächelt. Sie hat auch nach Bier gestunken. Ihrem oder seinem. An ihrem Rock hat sie gedreht. Ihre Haare waren ein Nest, nicht so perfekt wie bei Mama, hat das Mädchen gedacht. Den Mann hat sie gar nicht erst genauer angeschaut. Er hat sie auch nicht, während er an seinem Gürtel rumfummelte. Sie musste auch aufs Klo, doch sie hat gleich wieder kehrt gemacht. Komisch hat sie sich gefühlt, als hätte *sie* was Peinliches gemacht, etwas Schmutziges, sehr Ekliges berührt und dann gleich wieder fallengelassen. Sie ist nicht mehr aufs Klo gegangen. Später hat sie sich in den Ford Granada gesetzt, der aussieht wie die Autos in den alten Krimis. Auf dem Rücksitz hat sie auf diesen Knopf am Fenster gedrückt und sich eingeschlossen. Man hat ihr gesagt, dass sie das tun soll, wenn sie allein im Auto sitzt.

Sie hat einen Walkman dabei und hört sich ihre Lieblingslieder auf einer Kassette an. Lieder, die sie dazu bringen mitzusingen. Laut und ohne Scham. Es hört sie ja keiner. Da sieht sie plötzlich einen dunklen Schatten am gegenüberliegenden Fenster des Autos. Ein junger Mann klopft an die Scheibe und zeigt ihr mit den Händen, dass sie den Knopf hochziehen soll, damit er einsteigen kann. Sie legt ihre Kopfhörer weg und zögert noch, aber sie kennt ihn ja, denkt sie. Er ist mit am Tisch gesessen. Dort, in der Baracke, in der sie sich nach dem Essen nicht mehr wohlfühlt hat. Als einziges Kind im Raum. Er gehört zu den Fussballfreunden ihres Stiefvaters. Sie hat ihn heute auch spielen gesehen. Ein grosser, blonder Mann mit langen Haaren. So Ende 20. Er ist ihr aufgefallen. Ein guter Spieler, hat sie gedacht. Blitzschnell und stark. Mit dem Ball konnte er so richtig jonglieren, und hat ihr dabei mal zugezwinkert, als sie am Spielfeldrand sass und zusah. Er sieht aus wie der Darsteller aus dem Film *Thor*, den sie Jahrzehnte später mal sehen würde. Wie ein Superheld, der grosse Muskeln hat und unbesiegbar wirkt. Nur dass er statt einem Superheldenkostüm einen dunkelblauen Trainingsanzug trägt, auf dem *adidas* steht.

»Danke, Kleines!« sagt er, als er neben ihr im Auto sitzt. Sein Kopf reicht bis fast an die Decke. Es hat alles gewackelt, als er sich reingesetzt hat. »Was machst Du hier ganz allein? Ist Dir nicht langweilig?« fragt er und fährt sich mit den Hände durch die langen Haare.

»Nein, ich höre Musik.«

»Aah! Gibt's denn einen Sänger oder eine Boygroup, für die Du schwärmst?«

»Weiss nicht. Ich mag die Lieder.«

»Okay«, sagt er. »Die Kerle da drin sind ja alle total voll! Die sind bald unterm Tisch! Glaub mir, wir kommen heute Nacht nicht mehr hier weg.«

»Meinst Du wirklich?« fragt sie.

»Todsicher! Keiner von denen kann noch fahren. Wir beide müssen hier schlafen.« Er lacht.

»Das ist nicht gut. Meine Mum macht sich bestimmt Sorgen. Sie wird ganz böse sein, wenn wir so spät nach Hause kommen.« Sowas wie Smartphones gibt es noch nicht, um anzurufen oder eine Nachricht zu senden. Eine Telefonzelle gibt es dort auch keine.

»Ja, da wird Dein Papa Ärger kriegen«, sagt er und grinst.

»Mein Stiefvater.«

»Aah! Ist er nett zu Dir?«

»Ja, wir sind Kumpel.«

»Dein Kumpel passt aber nicht gut auf Dich auf, Kleines!«

»Ich kann selber auf mich aufpassen.«

»Verstehe. So siehst Du auch aus. Hab Dich heute am Spielfeld gesehen. Warst richtig süß und hast brav zugeschaut!«

»Mag aber nicht mehr so lange zuschauen. Find's dann langweilig. Lieber lese ich oder schaue einen Film.«

»Ein Bücherwurm also. Liebesromane?«

»Nein, nicht so richtig. Ich mag die alten Bücher. Dosto.... Dostojewski finde ich toll. Kennst Du den? Verstehe nicht alles, aber ich liebe die Worte.«

»Uff... sowas find' *ich* jetzt langweilig. Das lesen doch alte Leute! Liebesromane sollst Du lesen, was für Mädchen!«

»Weiss nicht, haben die auch so starke Worte?«

»Ach, die Worte sind doch egal. Es geht um *Fantasie!*« Er betont das Wort, dass es für sie nach einem sehr starken Wort klingt. »Hast Du schon Fantasien?« fragt er und grinst.

»Was meinst Du?«

»Du bist bestimmt ein frühreifes Mädchen«, bemerkt er. Das hat sie schon mal gehört. Von Erwachsenen, die sie gut kennen, aber er kennt sie doch gar nicht. Warum sagt er das?

»Ich meine Fantasien von Deinem Körper!« Er schaut dorthin, wo ihre Brüste sind. Nur ganz kurz. Als wäre da ein Fleck auf ihrem Shirt. Sie wachsen ihr schon, aber es fällt nur auf, wenn man genauer hinsieht. Wie auf einen Fleck. Er lächelt und zwinkert. Wie auf dem Spielfeld. Sie schämt sich plötzlich, wie sie sich noch nie geschämt hat, und sagt nichts mehr.

»Hast Du Dich schon mal angefasst?« fragt er. Er grinst wieder. Sie weiss nicht, wo sie hinschauen soll und starrt den Walkman in ihren Händen an.

»Das muss Dir nicht peinlich sein. Das wäre ganz normal, bist alt genug«, sagt er. »Wie sollte ein Junge Dich anfassen? Erzähl mal!« Er spricht ganz locker, so dass sie sich wirklich vor ihm gar nicht zu schämen bräuchte. Alles könnte sie ihm erzählen, und er würde es für sich behalten. So spricht er. Wie ein richtiger Kumpel. Dann rollt er ein Gummiband von seinem Handgelenk und bindet sich seine langen, blonden Haare zusammen. Er zieht die Jacke seines Trainingsanzugs aus. Drunter trägt er ein weisses, ärmelloses Shirt, das seine Muskeln hervorhebt. Seine Jacke wirft er über den Beifahrersitz. Sie weiss nicht warum, aber sie fragt sich, warum er das jetzt tut. Auf einmal sieht sie in ihrer Fantasie den Anfang einer Szene, die sie sofort abbricht und denkt: »*Das wird nicht passieren.*« Was *das* genau ist, hat sie in ihrer Fantasie noch nicht gesehen. Es hat aber was damit zu tun, was sie vor dem Klo gesehen hatte. Sowas Schmutziges und Ekliges will sie in ihrer Fantasie gar nicht erst erleben.

Da hat sie einen Einfall. Sie legt ihren Walkman neben sich auf den Sitz. »Ich muss aufs Klo«, sagt sie und zieht am Griff, der die Tür des Autos öffnet. Den Knopf am Fenster hatte sie ja schon hochgezogen, um ihn einsteigen zu lassen. Er springt ruckartig auf, beugt sich über sie rüber und zieht die Tür wieder zu. Es knallt. Dann drückt er den Knopf am Fenster runter und lässt sich auf seinen Sitz fallen. Das Auto wackelt wie vorhin. Sie sind eingeschlossen. Allein miteinander. Sie muss nicht aufs Klo. Dahin will sie erst zuhause. Sie will in die Baracke, wo das Licht und die Stimmen herkommen. Vielleicht weiss er das. Er scheint sowieso mehr als sie zu wissen.

»Bleib doch noch ein bisschen!« sagt er. »Ich begleite Dich nachher. Da lungern besoffene Typen rum! Und auf diesen Klos muss man aufpassen, dass man sich nicht was einfängt!«

»Trinkst Du kein Bier?« fragt sie, um ihn abzulenken.

»Ich trinke gar keinen Alkohol.«

»Ich mag Bier auch nicht. Es stinkt.« Er lacht. Sie überlegt, was sie noch sagen könnte. Da denkt sie an ihre Mutter. Sie hat ihr eigentlich verboten mit ihrem Stiefvater mitzugehen, wenn keine Frauen und andere Kinder dabei sind. Diese Fussballplätze seien nichts für sie, auf denen vor allem Männer sich abends treffen. Wenn sie aber mitgeht, trinkt er weniger und kommt früher nach Hause. Vor ihrer Mutter. Das war ihr aufgefallen. Heute hat das nicht geklappt. Das wird richtig Ärger geben. Sie wird nie mehr mitgehen.

Der blonde Mann fasst sie jetzt an. Seine Finger spielen mit ihren halblangen, braunen Haaren. Sie erstarrt und fixiert den Fahrersitz vor ihr. Wie heilfroh sie jetzt wäre, wenn ihr Stiefvater dort säesse. Am Steuer. Dann wäre sie geschützt. Aber sie trägt ja ihre hellblaue

Jeanshose. Eine kurze Hose, die ihr bis zu den Knien reicht. Ihr schwarzes Shirt ist lang. Sie fällt ihr über die Hüften. Aber es ist nur ein Sommershirt. Das hält keinen auf, der Muskeln wie ein Superheld hat.

»Du siehst sportlich aus«, bemerkt er und rutscht näher auf dem Rücksitz an sie heran. »Machst Du auch irgendeinen Sport?« fragt er.

»Hab auch Fussball gespielt, Volleyball und Tischtennis, aber aufgehört. Ist mir langweilig geworden. Hatte keine Zeit mehr, um zu lesen.« Sie redet und starrt weiter auf den Fahrersitz. Froh um den Gesprächsstoff. Er soll jetzt aber seine Finger von ihren Haaren lassen. Sie macht eine Bewegung, mit der man was von sich abschüttelt. Ein fliegendes Insekt. Oder die Finger von jemandem, den man nicht an seinem Körper spüren will. Er nimmt seine Hand weg, um sie auf ihren Oberschenkel zu legen. Sie hört für einen Moment auf zu atmen.

»Du siehst schon fast wie eine Frau aus«, sagt er. Es klingt wie ein Lob, wie er es gesagt hat, aber das Wort *Frau* klingt jetzt auch nach der Frau, die sie vor dem Klo gesehen hat. Er streichelt ihr Bein. Aus dem Streicheln wird ein Reiben. Es ist das, was er mit *anfassen* gemeint hat. Ganz langsam ist das. Wie wenn bei einem Spielzeug die Batterie alle ist. Nicht wie beim Putzen, wenn man schnell was wegreiben will. Von dem Reiben wird ihr Bein ganz warm. Sogar ihre Jeans. Sie rührt sich nicht und hofft, dass die Batterie bald alle ist, dass er aufhört.

»Spürst Du da was zwischen Deinen Beinen?« fragt er. Seine Stimme klingt freundlich, dass sie für Momente glaubt, dass sie sich nicht so anstellen soll, dass *sie* was falsch macht, weil sie will, dass er aufhört. Nein, sie spürt *da* gar nichts, denkt sie, aber da ist was in ihrem Hals und in ihrer Brust. Warum fragt er sie, ob sie *da* was spürt, wenn er doch ihr Bein streichelt und reibt? Das muss sie erst noch verstehen. *Da* darf er sie aber auf keinen Fall anfassen! Kann er auch nicht. Sie trägt ja ihre Jeans, die sie schützen. Tun sie doch, oder? Gegen die kommt er nicht an. Er kann und weiss aber mehr als sie. Nein. Gegen ihn hat sie keine Chance, denkt sie dann. Es gibt nichts und niemanden, der sie hier in diesem Auto schützt. Das begreift sie. In genau diesem Moment. So ein Wissen, das keine starken Worte braucht. Aber nur die hat sie jetzt. Nur mit Worten kann sie sich vielleicht noch schützen. Können Worte etwas oder jemanden aufhalten? Überhaupt was bewirken? Haben Worte auch Muskeln? Sie glaubt daran. Sie muss das Richtige sagen, aber was?

»Mein Stiefvater kommt sicher bald«, sagt sie. »Dann kann ich zuhause aufs Klo.«

»Der muss erst noch seinen Rausch ausschlafen«, antwortet er gelassen. Seine Hand hat jetzt auch ihr Knie erreicht, wo die Jeans aufhören. Sie spürt seine Hand auf ihrer Haut. In ihrer Brust wird es ganz schwer und eng. Es heult etwas in ihr auf, aber sie heult nicht. Dabei

streichelt er sie ja nur. Das tut doch nicht weh. Da denkt sie es wieder: »Das wird nicht passieren!« Sie sieht ihren Stiefvater vor sich auf dem Fahrersitz. Am Steuer. In ihrer Fantasie. Diese Szene lässt sie weiterlaufen. Er startet das Auto. Sie fahren. Sie kommen nach Hause. Mama ist da. Nichts ist passiert.

»Willst Du Dich nicht hinlegen? Ist viel bequemer«, sagt er. Ganz lieb, ganz fürsorglich. Sie schüttelt den Kopf. Ihre Fantasie hat sie schon nach Hause gebracht. Jetzt muss sie *das* nur noch aushalten. Er nimmt seine Hand von ihrem Knie und rutscht wieder von ihr weg. Dann greift er nach seiner blauen Jacke, die er über den Beifahrersitz geworfen hatte.

»Hier! Nimm das als Kopfkissen! Und streck Dich ruhig aus«, sagt er und legt die Jacke auf den leeren Platz, der zwischen ihnen ist. Er wartet ab, ob sie sie nimmt. Sie schaut rüber. Auf die Jacke, die ihr Kopfkissen werden soll. Vielleicht versteht sie das alles falsch, und er meint es gar nicht so, ist nur lieb zu ihr. Erwachsene sind lieb zu Kindern, die sie gern haben. Vielleicht hat sie nur eine blühende Fantasie. Hinlegen will sie sich aber nicht. Seine Jacke braucht sie auch nicht.

»Du bist süß, Kleines!« sagt er plötzlich und lacht. Kinder oder Tiere lacht man so an, wenn sie tollpatschig sind. Sie schaut ihn an, um zu sehen, ob sie es nun richtig versteht oder nicht. Sein Gesicht ist freundlich, aber seine Augen zeigen noch was anderes, was man unter Leuten nicht zeigt. Das kennt sie aus Liebesfilmen. Was soll sie jetzt sagen? Soll sie so schnell sie kann den Knopf wieder hochziehen und die Tür aufreißen? Wird er dann noch lieb sein und sie gehen lassen? Was ist das Richtige, das sie jetzt sagen oder tun könnte? Sie starrt auf seine blaue Jacke, die zwischen ihnen liegt.

»Ich glaub, Du sollst mir solche Sachen nicht sagen. Auch Anfassen ist nicht richtig«, sagt sie und nimmt ihren Walkman wieder in ihre Hände. Sie tut so, als würde sie jetzt Musik hören wollen, ihn ignorieren. Aber das kann sie nicht. Sie hat Angst, was sie ihm nicht zeigen will. Er schaut sie prüfend an. Sie glaubt, dass er weiss, was in ihr vorgeht, aber sie will nicht zugeben, was er weiss. Auch sie schaut ihn jetzt an. Ihren Walkman hat sie fest umklammert, wie eine Waffe. Und da ist ein stiller Moment, der sich ewig anfühlt. Sie sitzen da und schauen sich an. Beide prüfen sie einander. Beide warten ab, was jetzt passieren soll, weil jetzt was passieren muss.

Da donnert es an der Fensterscheibe. Dort, wo sie sitzt. Beide erschrecken.

»Boaah! Scheisse!« schreit der Blonde auf und hält sich eine Hand an die Brust.

»Mach auf!« ruft eine Männerstimme von draussen. Sie dreht sich um und erkennt ihren Stiefvater. So schnell sie kann, zieht sie den Knopf hoch, der die Türen aufschliesst. Ihren Walkman legt sie neben sich auf den Sitz. Die vorderen Türen öffnen sich. Ihr Stiefvater steigt

ein und einer seiner Fussballfreunde, der sich auf den Beifahrersitz fallen lässt. Das Auto wackelt wieder. Sie sind beide mindestens 10 Jahre älter als der Blonde. Beide sind sehr gross und kräftig. Auch sie reichen bis fast an die Decke. Total betrunken sind sie und stinken nach Bier. Sie mag den Geruch jetzt. Der Blonde wirkt auf sie plötzlich nicht mehr so gross und kräftig.

»Hey, mein Kumpel!« sagt ihr Stiefvater, als er sich ans Steuer gesetzt hat. Er wirft seine Hand nach hinten, damit sie ihm ihre reicht. Für den Handschlag, den sie beide mal miteinander ausgemacht haben. Aber er gelingt ihnen so nicht. Sie halten sich nur kurz umständlich an den Händen.

»Alles gut bei Dir?« fragt er.

»Ja, alles gut«, sagt sie. »Wir sollten jetzt aber wirklich nach Hause. Mama wartet. Und ich muss aufs Klo. Kannst Du jetzt noch fahren?« Er seufzt und reibt sich die Augen. Wie ein Betrunkener wirkt er nicht. Nur total erschöpft. Deutlich sprechen kann er auch. Er verträgt viel Alkohol.

»Oouuuu...« sagt er vor sich hin. »Kumpel, Du wirst mir heute ganz besonders beistehen müssen. Bei Deiner Mama.«

»Sie wird auch auf mich böse sein!« antwortet sie.

»Es wird alles gut«, hört sie ihn sagen. Durch einen tiefen Seufzer. »Gibst Du mir den Schlüssel?« Er klingt wie kurz vor dem Einschlafen. Sie holt den Autoschlüssel aus ihrer Hosentasche und reicht ihn rüber. Er startet den Motor. Dann wirft er einen Blick auf den Rücksitz.

»Was machst *Du* eigentlich hier?« fragt er den Blondem.

»Hab auf die Kleine aufgepasst«, antwortet er und zieht wieder seine blaue Jacke an. »Glaubst Du wirklich, dass Du noch fahren kannst?« fragt er ihren Stiefvater, während er sich anschnallt. Er wirkt angespannt und ernst, nicht mehr so locker, nicht wie ein Superheld.

»Klar, kann ich das«, antwortet ihr Stiefvater. »Du kannst es nicht mal nüchtern! Du trinkst nichts, aber Du fährst auch nicht! Mach endlich Deinen Führerschein!« ruft er ihm zu und schüttelt den Kopf. Der Mann auf dem Beifahrersitz scheint eingeschlafen zu sein.

»Die Kerle hier setzen wir unterwegs noch ab, Kumpel!« sagt er zu ihr. »Und dann sind wir ganz schnell zuhause.«

Sie hat sich hinter ihm an den Fahrersitz geklammert, sich nicht angeschnallt. Den Blondem sieht sie nicht mehr an. Auch er scheint sie nicht mehr anzusehen. Er hat kein Wort mehr zu ihr gesagt. Warum sagt *sie* nichts? Darüber, was gerade gewesen ist. Aber was ist denn gewesen? Sie müssen jetzt so schnell wie möglich nach Hause kommen. Es wird richtig Ärger geben. Und

dann soll sie noch sagen, was im Auto gewesen ist? Auf dem Fussballplatz, mitten in der Nacht, wo sie nicht hingehört? Damit wird sie ihrem Stiefvater garantiert keine Hilfe sein. Es ist ja nichts passiert. Sie soll sich jetzt mal nicht so anstellen, kein Drama draus machen. Es wird alles gut, wie ihr Stiefvater es gesagt hat. Das Auto wird auf der Fahrt oft wackeln und schwanken, aber rechtzeitig geradeaus fahren, ausweichen und abbiegen. Sie werden diese Kerle absetzen und sicher nach Hause kommen. Mama wird da sein, aber es wird nicht nichts passieren.

Szenen – Teil 7

Es ist ein schwarzer Ford Scorpio, in dem sie sitzen. Mutter und Tochter. Sie fahren zu einem Restaurant, das sie mögen. Später wollen sie ins Kino. Sie wollen einen schönen Tag miteinander verbringen. Nur sie beide. Die Stimmung ist gut, sehr liebevoll und heiter, aber da ist noch was hinter dieser Stimmung, denkt die Tochter. Sie hat das Gefühl, das in ihrer Mutter zwar die Sonne scheint, aber auch dunkle Wolken in ihr aufziehen. Es wird ein Gewitter geben, an das sie noch nicht denken will. Ihre Mutter versucht, die Sonne zu sehen, die Sonne zu zeigen, aber sie kommt gegen diesen extremen Wetterumschwung nicht an. Sie kann ihn nicht aufhalten.

»Hab jetzt völlig die Achtung vor ihm verloren«, sagt ihre Mutter plötzlich, als sie gerade noch miteinander gelacht haben. Das Mädchen denkt über dieses Wort kurz nach. *Achtung*. Es bedeutet irgendwie beides: liebhaben und aufpassen. Sie glaubt, dass alle Erwachsenen so gründlich über Worte nachdenken. Schnell erwachsen muss sie werden.

»Hab von ihm geträumt«, sagt auch sie plötzlich. »Und da hab ich ihn gehasst.«

»Was war das für ein Traum?« fragt ihre Mutter, während sie sich auf die Strasse konzentriert.

»Er hatte da nur eine Unterhose an«, sagt das Mädchen.

»Was?«

»Ja. Du warst auch da. In Deinem Pyjama. Ihr wart aber draussen. Auf der Strasse. So ist man doch im Bett, dachte ich gleich. Es war Abend, aber noch nicht ganz dunkel. Kein Mensch war da. Nur Ihr beide. Und da war ein grosses, dunkles Loch im Boden. Rundherum so silbrige Stangen, damit man nicht in dieses Loch fällt. Da bist Du drüber gestiegen. Mit den Händen auf dem Rücken hast Du Dich an den Stangen festgehalten. Du hast schrecklich geweint und wolltest da runter springen. In das tiefe, schwarze Loch! Er aber stand nur da. In seiner

Unterhose. Und er hat so komisch seine Hände zusammengefaltet. Wie wenn er beten würde, aber er hat dabei gelächelt, und mit so einem komischen Blick zu Dir rüber geschaut. Als würde er sich auf was freuen. Aber Du wolltest doch ins Loch springen! Hab das nicht verstanden. Ich bin zu Dir gerannt, aber ich blieb immer an der gleichen Stelle. Ich rannte und rannte, doch ich kam einfach nicht weiter. Also rief ich nach ihm, dass er Dir helfen soll, aber er hörte mich nicht. Ich hatte das Gefühl, dass Ihr beide mich gar nicht sehen konntet. Nur ich konnte Euch sehen. Und wie er da stand und nichts tat. Da hab ich ihn richtig gehasst. Und so bin ich aufgewacht.«

Ihre Mutter schweigt. Mit ernstem, fast schon strengem Blick auf die Fahrbahn. Plötzlich hebt sie den Blinker. Das Auto fährt langsamer. Sie biegt ab. Auf ein Firmengelände und hält dort an.

»Wann hast Du das geträumt?«, fragt sie, als sie die Handbremse gezogen hat. Ganz fest.

»Letztes Wochenende. Warum?«

»Er hat die Hände gefaltet? In seiner Unterhose?«

»Ja, wie wenn er betet. Ganz komisch war das, ihn so zu sehen.«

»So bettelt er immer«, sagt ihre Mutter. Sie blickt jetzt starr aufs Armaturenbrett. Ihre Augen glänzen, aber nicht weil die Sonne scheint.

»Er bettelt?« fragt das Mädchen. Ihre Mutter schweigt und schaut zum Fenster raus. Ihre Tochter glaubt zu verstehen, was das bedeutet. Sie schweigt auch.

»Er ist nicht mehr gut für uns«, sagt ihre Mutter und seufzt tief. »Unsere Wohnung ist auch immer belagert von Besuchern oder wir besuchen andere. So viel Geschwätz. So viel Zeit, die draufgeht. Man kann sich kaum erholen. Aber dass er total besoffen mit Dir im Auto drin gefahren ist, *das* verzeihe ich ihm nicht.«

»Ich weiss, Mum. Es ist aber nichts passiert.«

»Wär's sehr schlimm für Dich, wenn er nicht mehr bei uns wäre?« fragt ihre Mutter und drückt ihre Hand.

»Nein, ich bin nicht mehr sein Kumpel«, sagt das Mädchen entschieden. Sie hat auch die Achtung vor ihm verloren, denkt sie.

»Sicher? Manchmal dachte ich, Du hast ihn lieber als mich.«

»Mum!« ruft sie, »das geht gar nicht!«

»Weisst Du noch damals, als Du kleiner warst?« fragt sie. »Da wollte ich Dir nur vorsichtig sagen, dass es *vielleicht* einen neuen Mann in meinem Leben geben könnte. Ich hätte nie gedacht, dass Du so begeistert reagierst. Du warst völlig aus dem Häuschen! Du wolltest ihn sofort kennenlernen und alles über ihn wissen. Du hast mich irgendwie angesteckt mit Deiner

Begeisterung für ihn. Und als er dann zum ersten Mal zu Besuch kommen sollte, bist Du ungeduldig am Fenster gestanden, als käme der Weihnachtsmann! Und als er dann vor der Tür stand... mein Gott! Als stünde Superman persönlich vor Dir!«

»Aber da war ich noch kleiner!« ruft das Mädchen. »Jetzt bin ich grösser. Er war ja auch so nett und lieb und hat sich für uns interessiert!«

»Klar, hat er das! Es war ja dann auch eine schöne Zeit.«

»Er war so anders als Papa.«

»Ja, ich weiss... Du hast aber nichts damit zu tun, für welchen Mann ich mich entscheide, hörst Du?«

»Aber Mum, Du hast doch grad gesagt...«

»Ja, schon... aber es ist nicht Deine schuld! Vergiss, was ich gesagt hab!«

»Okay.« Sie schweigen eine Weile laut vor sich hin.

»Als ob Du das könntest!« sagt ihre Mutter plötzlich. »Du mit Deinem Elefanten-Gedächtnis.«

»Elefant? Wie Dumbo?« Ihre Mutter lacht.

»Ja! Es heisst, dass Elefanten sich alles merken. Sie vergessen ihr Leben lang nichts«, erklärt sie.

»Achso... Hm... Ich mag Elefanten.« Sie lachen beide.

»Ich mag sie auch, Schatz.« Ihre Mutter startet das Auto und fährt wieder auf die Strasse.

»Und was wirst Du jetzt machen?« fragt das Mädchen.

»Mich scheiden lassen. *Schon wieder!*«

»Na und? Wenn ein neuer Mann dann kommt, musst Du Dich gut mit ihm verstehen. Ich werde ja auch mal ausziehen.«

»Du freust Dich drauf, oder?«

»Ja, schon«, sagt das Mädchen.

»Ist ja auch normal... und kein Wunder.« Sie schweigen eine Weile.

»Ich glaub, ich bleib erstmal lange allein«, sagt ihre Mutter. »Brauch Ruhe und Zeit für mich. Mal sehen, was noch passiert.«

»Ein Mann, mit dem Du viel reden kannst, wäre gut«, sagt ihre Tochter. »Einer, der auch zuhört, der nicht so viele Leute um sich braucht.«

»Mit Dir rede ich zu viel. Ich weiss. Über Dinge, für die Du zu jung bist. Du bringst mich aber auch irgendwie immer dazu. Du fragst einfach viel«, sagt ihre Mutter.

»Du sagst aber auch viel, auch wenn Du nichts sagst. Um alles zu verstehen, muss ich Dich halt fragen.« Sie schweigen wieder. Die Mutter seufzt leise.

»Wir gehen jetzt fein essen und schauen uns einen Film an. Es wird alles wieder gut«, sagt sie. Sie macht Musik an. Ein ruhiges und schönes Lied, das sie beide mögen. Sie singen mit und lassen die Sonne ins Auto.

Noch weiss es das Mädchen nicht, dass der neue Mann ihrer Mutter wieder ihr eigener Vater sein wird. Schon wieder. Er wird sie davon überzeugen, dass er älter und reifer geworden ist, dass er eine gesunde Beziehung zum Kind aufbauen will. In einem eleganten Anzug, in einer sehr gepflegten Erscheinung wird er ihr das einreden, wie ein fremder Mann es tun würde.

Szenen – Teil 8

Es ist ein später Winterabend, als ein Taxi in eine Seitenstrasse einbiegt, die zu einem kleinen Bahnhof in einem Wohnquartier führt. Eine Pizzeria ist gleich daneben. Leute, die dort gegessen haben, steigen auf dem Parkplatz in ihre Autos, um nach Hause zu fahren. Ein paar Passanten gehen auf dem Trottoir. Auf die Hauptstrasse oder auf den Bahnhof zu. Die Strasse ist bis auf den Fussgängerstreifen und den Bahnhof schlecht beleuchtet. Der Taxifahrer sieht niemanden, der die Strasse überqueren will. Die Menschen, die er gesehen hat, sind in ihre Autos gestiegen, in den Bahnhof rein oder zur Hauptstrasse gelaufen. Er fährt einen weissen Mercedes. Es ist neblig. Er ist müde. Seine Augen sind müde. Zeit, endlich heimzukommen. In seinem Alter ist es anstrengend geworden, nachts zu fahren. Er ist schon pensioniert, braucht aber eine Aufgabe. Taxis werden immer gebraucht.

Hinter dem Bahnhof gibt es einen kleinen Park, der auch schwach beleuchtet ist. Eine junge Frau im dunkelbraunen Mantel geht dort entlang. Sie ist mit dem Tram gefahren. Den Park benutzt sie immer als Abkürzung, statt auf der Hauptstrasse entlang zu laufen. Sie trägt einen schwarzen Rucksack. Ihre linke Hand hat sie in die Manteltasche gesteckt, mit der rechten hält sie sich ihr Handy ans Ohr. Sie kommt gerade aus dem Fitnesscenter und telefoniert mit einer Freundin. Aufgeregt erzählt sie ihr von der Wohnung, in die sie bald einziehen wird. Ihre erste eigene Wohnung, die jetzt das absolute Highlight ihres Lebens ist. Sie ist froh um jeden, mit dem sie darüber sprechen kann. Mit ihrer Mutter kann sie nicht so ausführlich darüber reden, sich mit ihr nicht so sehr darüber freuen. Das Thema senkt die Stimmung ihrer Mutter, was sie zu verbergen versucht. Vergeblich. Für sie hat sie länger durchgehalten. Statt mit 18 wird sie mit 21 ausziehen. Dass es nun bald so weit ist, erzählt sie ihrer Freundin am Handy, als sie den

Fussgängerstreifen am Bahnhof erreicht. Über den muss sie drüber, um nach Hause zu ihren Eltern zu kommen.

Sie bleibt kurz stehen und schaut sich rechts und links auf der Strasse um. Alles ist ruhig. Von weitem sieht sie durch den Nebel, dass ein Taxi langsam angefahren kommt. Bis der aber den Fussgängerstreifen erreicht, ist sie längst drüber. Sie sieht noch das beleuchtete Schild auf dem Autodach – TAXI – und zwei sich nähernde Lichtkreise. Ihre Freundin am Telefon sagt was, das sie nicht verstanden hat. Sie fragt nochmal nach und geht über den Fussgängerstreifen. Dabei hört sie was von rechts, das in diesem Moment für sie völlig unlogisch klingt. Es kann einfach nicht sein. Sie blickt nochmal in Richtung des entfernten Taxis. Aber das ist nicht mehr fern. Es hat richtig Gas gegeben. Das ist es, was sie eben noch gehört hat. Und diese zwei Lichtkreise rasen jetzt auf sie zu, sind schon direkt neben ihr. Als wäre sie unsichtbar und das Auto könnte durch sie hindurchfahren. Das tut es aber nicht. Es fährt in sie rein. Das Handy fällt ihr aus der Hand. Sie wird auf die Motorhaube geschleudert, dann auf die Windschutzscheibe, aufs Dach und auf den Kofferraum, von dem sie wieder runter auf den Asphalt rollt. Dort bleibt sie liegen. Das Taxi bremst und quietscht. In ihrem Kopf geht das Licht aus.

Sie kommt zeitweise wieder zu Bewusstsein. Halb in der Seitenlage und halb auf dem Rücken. Auf ihrem Rucksack. Sie sieht die Autoreifen des Taxis. Rücklichter. Schuhe. Ein verschwommenes Gesicht. Das nimmt sie noch wahr. Dann kippt sie wieder weg. Irgendwohin, wo man alles und jeden loslässt. Der Taxifahrer versucht sie anzusprechen. Sie versteht nicht, was die Stimme sagt, nur dass sie gemeint ist. Dann kippt sie wieder weg, um loszulassen. Der Mann ist ausser sich. Er hat um Hilfe geschrien, als er ausgestiegen ist und sie auf der Strasse liegen sah. Auch er ganz persönlich braucht Hilfe. Er kann jetzt nicht allein sein, bis jemand kommt, der weiss, was zu tun ist. Sollte er in seinem Alter noch für einen Unfalltod verantwortlich sein? Passanten stürmen herbei. Der Notruf wird gewählt und die Polizei gerufen. Vom Taxifahrer. Weitere Köpfe und Körper beugen sich über sie. Passanten, die helfen oder bloss was sehen wollen. Noch mehr Stimmen, die sie zu erreichen versuchen. Keiner wagt, sie anzufassen und zu bewegen. Ein Rettungswagen trifft bald schon am Unfallort ein. Die Polizei ist noch schneller. Nur ein Beamter, der sich auch über sie beugt. Sie kommt wieder zu sich, aber in einer Art Zwischenraum. Nicht weg und noch nicht ganz da. »Lasst mich doch alle in Ruhe. Ich mag nicht mehr«, ruft sie wiederholt. Aus diesem Zwischenraum. Das wird vom Polizisten notiert. Fürs Unfallprotokoll.

»Ist sie Dir vors Auto gelaufen?« wird er den Taxifahrer fragen, den er persönlich kennt.

»Sie war plötzlich da! Wie aus dem Nichts! Hab sie einfach nicht gesehen! Zu dunkel und der Nebel!« wird er rufen.

»Kann es sein, dass sie gar nicht auf dem Fussgängerstreifen war und absichtlich vor Dein Auto...« wird der Polizist nachhaken.

»Ich weiss nicht. Meinst Du?«

»Das wäre dann eine ganz andere Ausgangslage. Andernfalls darfst Du nicht mehr fahren«, wird der Polizist sagen, sich diese mögliche *andere Ausgangslage* für die spätere Ermittlung notieren. Aber das wird sich woanders abspielen, nicht in Autos. Der Taxifahrer wird sich rasch vom Unfallort entfernen. Auf Anraten des Polizisten. Er wird sich nie persönlich nach ihrem Zustand erkundigen. Der Polizist wird für ihn sprechen. In einem Raum, in dem er die junge Frau befragen wird. Fürs Protokoll.

Jetzt wird sie bewegt. Irgendwer macht was mit ihrem Rucksack. Er löst sich von ihr. Das kriegt sie noch mit. Dann ist es, als würde jemand einen Film vorspulen. Sie ist jetzt ganz plötzlich auf einem fliegenden Bett. Nein, es fliegt nicht. Es rollt. Es rollt in einen Kasten auf Rädern. Oder was ist das? Wo ist sie denn jetzt? Was ist eigentlich los? Sie sieht den Kopf einer Frau, die sich über sie beugt. Aber anders als die Leute vorhin. Sie scheint zu wissen, was zu tun ist. Ihre Hand hat sie auf ihren Arm gelegt.

»Sie ist wieder bei Bewusstsein!« ruft die Frau jemandem zu, der nicht zu sehen ist.

»Können Sie mich hören?« fragt sie.

»Ja, ich höre Sie.« Jetzt erst wird ihr klar, dass sie in einem... nicht Kasten... ein Auto ist das. Wie heisst dieses Auto, in das man auf Rädern reingerollt wird? Ach ja... *Rettungswagen*. Dort drin liegt sie und hört noch eine Stimme von einem Funkgerät. Ein Mann erscheint hinter der Frau und sagt, dass sie jetzt losfahren. Als der Mann weggeht, wackelt es ein bisschen in diesem Autokasten, das grösser und höher ist als die normalen. Der Mann hat dasselbe an wie die Frau. Woher kennt sie diese Kleidung? Ach ja... aus dem Fernsehen. *Rettungssanitäter*. Klar, es ist ja ein Rettungswagen. Sie muss daran denken, dass Autos Leben retten oder auch vernichten können. Und die Menschen fahren ja alles, was fährt. Wie kommt sie jetzt darauf?

»Bewegen Sie sich bitte nicht«, sagt die Frau. »Wir fahren Sie jetzt ins Spital. Alles wird gut. Bleiben Sie ganz ruhig.« Sie klingt wie jemand, der sie lieb hat, der sich um sie sorgt. Das ist ihr Beruf, so zu klingen.

»Sie wurden von einem Auto überfahren«, sagt diese liebe Frau.

»Schon wieder?«

»Wie bitte?«

»Ich bin also noch da?«

»Aber ja! Sie haben grosses Glück gehabt!« sagt die Sanitäterin und lächelt begeistert. So wie Kinder zu Weihnachten angelächelt werden. Die Verletzte erinnert sich jetzt an das Taxi, das plötzlich Gas gegeben hat. An die zwei Lichtkreise, die auf sie zugerast sind, und wie in ihrem Kopf das Licht ausging.

»Hm...«, gibt sie von sich. Warum ist sie selbst nicht so begeistert, dass sie grosses Glück hatte und noch da ist? Doch, ist sie natürlich, aber irgendwie auch enttäuscht. Schon wieder zurück zu sein. In diesem anstrengenden Zustand. Bei Bewusstsein. Es war so angenehm, *weg* zu sein. Schon wieder. Sie hat keine Ahnung, wo sie *weg* gewesen ist, aber es muss wunderschön gewesen sein. Dort, ohne Bewusstsein, oder ihr Bewusstsein war *dort*.

»Wissen Sie, welcher Tag heute ist?« fragt die Sanitäterin und notiert sich was.

»Ähm... Dienstag?«

»Korrekt! Und können Sie mir Ihren Namen sagen?«

»Glaub schon. Moment.« Sie überlegt kurz und nennt ihr ihren Namen. Die Frau ist sich nicht sicher, wie man ihn schreibt.

»Können Sie ihn auch buchstabieren?« Sie tut es.

»Sehr gut. Und wo wohnen Sie?«

»Hier. Gleich um die Ecke. Bei meinen Eltern. Aber ich zieh bald aus.«

»Okay. Wissen Sie noch die Telefonnummer Ihrer Eltern?«

»Ähm... Moment.« Sie kann ihr die Nummer sagen und die Namen ihrer Eltern. Sie fühlt einen unerwarteten Stolz dabei, den sie kindisch findet. Es wird notiert.

»Haben Sie Schmerzen?«

»Weiss nicht... ich spür irgendwie meinen *ganzen* Körper nicht.«

»Sie spüren ihn *gar nicht*?« fragt die Frau erschrocken.

»Nein, gar nicht, aber Schmerzen auch nicht. Irgendwie angenehm.«

»Okay«, sagt die Frau. Ihr Blick wirkt besorgt. Ihre Stimme klingt aufmunternd. »Keine Schmerzen ist gut. Im Spital werden Sie gründlich untersucht. Alles wird gut!« Die Frau streichelt kurz ihren reglosen Arm und notiert sich wieder was. Der Rettungswagen ist schon losgefahren. Sie sieht Lichter. Eine Sirene heult. Es rattert alles in diesem Wagen. Sie findet das cool, ist aber gleich wieder weg. Von der Fahrt kriegt sie nichts mehr mit.

Im Spital erwacht sie in einem Krankenbett. Wieder etwas enttäuscht, aber auch froh, wach zu sein. Sie trägt ein langes, leichtes Hemd und ihre Unterhose. Nichts weiter. Wie alle Patienten. Wer hat sie ausgezogen? Das ist das erste, woran sie denkt. Dann versucht sie, sich zu bewegen. Und da spürt sie was: Schmerzen in ihrem *ganzen* Körper. Jede Bewegung ist

furchtbar anstrengend und schmerzlich. Zuerst sieht sie den Verband an ihren Händen. An ihrer Schläfe klebt auch was. Jetzt wirft sie einen Blick unter die Bettdecke und hebt das lange Hemd hoch. Dabei hat sie das Gefühl, eine schwere Umzugskiste zu heben. Uff! Ihre Beine sehen schlimm aus. Besonders das rechte Bein. Da ist das Auto in sie reingefahren und sie ist drüber gerollt. Wie im Film. Cool irgendwie, fühlt sich aber beschissen an, und sieht auch so aus. Wie wenn verschmierte Schminke über den ganzen Körper verteilt worden wäre. Dunkelblau. Violett. Dunkelrot. Ja, sogar Grau. Schminke, die sich nicht abwaschen lässt. Egal! Es soll jetzt nur nicht so anstrengend sein. Sie muss sich bewegen können. In ihre eigene Wohnung.

»Nicht bewegen!« ruft eine Frauenstimme, die gerade ins Zimmer kommt. »Der Arzt kommt gleich! Sie müssen jetzt ruhen!« Sie ist eine Pflegefachkraft. Eine gut gelaunte.

»Wann kann ich nach Hause? Ich ziehe bald um!« sagt sie. Sie versucht, sich am Griff hochzuheben, der über ihrem Kopf herunterhängt. Das fühlt sich an, als ob sich jeder Muskel in ihrem Oberkörper aufbläst und jeden Moment platzen könnte. Da muss doch auch irgendwo ein Knopf sein, der den Kopfteil dieses Bettes hochfährt.

»Nach Hause?« Die Frau lacht. »Sie sind gerade von einem Auto überfahren worden«, sagt sie kopfschüttelnd und kommt an ihr Bett. »Hier können Sie draufdrücken«, erklärt sie ihr. »Ihre Eltern kommen gleich. Ihre Mutter hat ganz fürchterlich geweint am Telefon. Wir konnten sie beruhigen. Es ist alles gut! Ihnen fehlt eigentlich *nichts*, und das ist in Ihrem Fall erstaunlich.«

Die Patientin kann sich jetzt im Bett aufsetzen. Der Kopfteil ist hochgefahren. Sie fühlt sich erschöpft. Schon von dem Bisschen Bewegung.

»Oh nein! Mum hat *ganz fürchterlich geweint*?« fragt sie. Sie sieht sie am Telefon, wie sie ausser sich ist, als wäre sie bei diesem Anruf dabei gewesen und nicht irgendwo *weg*. Auch das noch! Kurz bevor sie auszieht! Ach, und ihre Freundin, mit der sie telefoniert hat. Sie muss auch noch informiert werden. Sie war ja mit ihr am Handy. Wo ist es eigentlich?

»Wo sind denn meine Sachen?« fragt sie.

»Im Schrank dort drüben. Schauen wir dann, was noch heil ist. Ihr Mantel und Ihr Handy sind futsch. Ihr Rucksack auch. Er hat Ihnen wahrscheinlich das Leben gerettet.«

»Und wie lange muss ich hier bleiben?« fragt sie wieder.

»Sie müssen gar nichts. Ich empfehle es Ihnen.«

»Aber ich könnte schon gehen, oder?«

»Gehen?« Sie lacht wieder. »Das üben wir erstmal ein bisschen. Bleiben Sie besser noch ein paar Tage hier. Sie haben heftige Prellungen, Schürfwunden und Blutergüsse abgekriegt. Und was Sie jetzt spüren, ist ein Mega-Mega-Muskelkater!« Die Frau lacht schon wieder. Die

Patientin auch, weil sich ihr Umzug nicht verschiebt. Empfehlung hin oder her. Wenn sie es überleben kann, dass ein Auto sie (wieder mal) über den Haufen fährt, dann überlebt sie auch einen Mega-Mega-Muskelkater. Länger als einen Tag bleibt sie nicht. Sie hat schon alles gepackt. Die Möbel sind bestellt und werden pünktlich geliefert. Dort, in *ihre* Wohnung, wo ihr Bewusstsein schon längst eingezogen ist.

Szenen – Teil 9

Sie sitzt mit einem Mann in seinem Auto. Es ist ihr zweites Date mit ihm. Er fährt sie wieder nach Hause. Sie ist nur mitgegangen, weil eine Freundin ihr gesagt hat, dass sie ihm noch eine Chance geben soll. Vielleicht sei sie zu anspruchsvoll. Das merken Männer, und sie verhalten sich dann ungeschickter als sie sind. Sie selbst findet nicht, dass sie anspruchsvoll wirkt, dass sie ganz umgänglich und sogar bescheiden ist, und deswegen oft unterschätzt wird. Am Anfang noch. Als könne man ihr leicht was vormachen, sie vollquatschen und sie so hinbiegen, wie man sie haben will. Sie lässt das auch ein Stück weit geschehen. Nur um zu sehen, wie weit einer geht.

Dieser Mann scheint ihr auch so einer zu sein, der glaubt, sie vollquatschen zu können. Auf der Rückfahrt sagt er ihr, dass sie das nächste Mal seine schicke Wohnung am Zürichsee sehen muss. Sie wohne viel zu abgeschieden, wo nichts los ist. Das hat er ihr das letzte Mal schon gesagt. Auch wie toll sein Job ist, und wie toll *er* in seinem Job ist, und wie viel er in seinem Alter schon verdient. Sie hört es sich wieder an, aber es interessiert sie nicht. Es nervt sie. Was interessiert sie dann? Dinge, die ihn vermutlich nerven würden. Und was soll sie dann mit ihm? Er fragt sie kaum was. Sie erzählt ihm auch nichts. Er kann sich ganz darauf konzentrieren, sie zu beeindrucken. Genau genommen ist es völlig egal, ob *sie* sein Date ist oder irgendeine andere Frau, die sich beeindrucken lässt. Auch Menschen, die nicht unser Date sind, scheinen oft mehr unsere Aufmerksamkeit als uns zu wollen. Wen wollen wir wirklich und nicht seine oder ihre Aufmerksamkeit?

Kennengelernt haben sie sich in einem Restaurant, in dem sie mit genau dieser Freundin essen war. Er sass am Nebentisch mit Arbeitskollegen. Dann gab es einen freundlichen Wortwechsel und er schlug ihr ein erstes Date vor. Ihre Freundin warf ihr am Tisch gleich begeisterte Blicke zu und gab ihr zu verstehen, dass sie sich gefälligst darüber freuen sollte. Das tat sie dann auch ein bisschen und verabredete sich mit ihm. In ihrem Herzen aber schien sie die Handbremse gezogen zu haben. Nach dem ersten Date freute sie sich, wieder nach Hause

zu kommen. Ohne ihr Date. So wie andere sich darauf freuen, mit ihrem Date nach Hause zu kommen.

Sein Auto ist ihm sehr wichtig. Ein schwarzer BMW. Er ist so sauber, dass man ihn schon steril nennen könnte. Da ist ein penetranter, künstlicher Geruch, der angenehm duften soll. Ihr wird fast übel davon. Wie beim letzten Date ist er sehr freundlich, in bester Stimmung. Das stört sie am meisten. Als sie das ihrer Freundin erzählt hatte, lachte sie. »Du spinnst!« meinte sie darauf. »Wär's Dir lieber, er wär' mies drauf?« Sie konnte es ihr nicht so richtig erklären. Ihr fehlten da noch die Worte dafür. Auch jetzt, nachdem sie wieder ein Date mit ihm hatte, überlegt sie, wie sie das beschreiben könnte, dieses *Gefühl*. Ja, genau: ein Gefühl, dass er sich so eine Verkäufer-Freundlichkeit antrainiert hat, mit der er auch beeindrucken will. Seine gute Stimmung ist so penetrant wie der Geruch in seinem Auto. Irgendwas stimmt nicht.

Er hält vor ihrem Wohnblock an und stellt den Motor ab. Wie das letzte Mal sagt er ihr, wie toll er den Abend mit ihr gefunden hat, und dass sie das bald wiederholen sollten. Beim Wort »wiederholen« fällt ihr ein, dass Verkäufer ja bei ihren Kunden immer dieselben Phrasen wiederholen. Ob live oder am Telefon. Sie machen es ganz automatisch. Ohne grosse Mühe. Und sie sind immer gut drauf. Mit dem einzigen Ziel, dass man ihnen was *abkauft*.

»Ist das eigentlich wirklich *Dein* Auto?« fragt sie ihn spontan. Aus einem Gefühl heraus. Er blickt einen Moment starr vor sich hin.

»Ja, klar!« sagt er und lacht. Sie sagt nichts und schaut sich im Auto um. Da ist nichts Persönliches drin. Nicht mal ein Krümel. Nicht mal der persönliche Duft eines Menschen. Da ist es plötzlich still. Das erste Mal, dass es zwischen ihnen still ist. Er hat bisher ständig geredet. Vielleicht ein Zufall.

»Darf ich mit zu Dir?« fragt er und lehnt sich etwas weit vor. Auf die Beifahrerseite. Er faltet die Hände und blickt ihr vielversprechend in die Augen. »Du lässt mein Herz höher schlagen.« sagt er. Sie sieht ihn an und empfindet eine unerwartete Scham. Fremdschämen nennen das die Leute.

»Das lassen wir lieber. Es passt nicht«, sagt sie, ohne den Blick von ihm abzuwenden. Es interessiert sie, was er jetzt sagen und tun wird. Vielleicht zum ersten Mal. Am Ende ihres zweiten Dates.

»Eeyy... jetzt aber! Wieso nicht?«

»Wir verabschieden uns hier«, antwortet sie.

»Du bist echt fies!« Seine Stimmung kippt.

»Nein, nur realistisch.«

»Was hab ich denn falsch gemacht?«

»Falsch war, dass wir uns überhaupt verabredet haben«, sagt sie.

»Und das ist's jetzt schon gewesen, oder was?« fragt er. Seine Stimme klingt zum ersten Mal natürlich in ihren Ohren. Was ist denn *schon gewesen*, denkt sie sich. Sie reicht ihm die Hand zum Abschied. Das hat sie nach ihrem ersten Date auch getan. Er lacht, so ein fieses Lachen, und wendet sich von ihr ab. Er ist jetzt wieder ganz auf der Fahrerseite, die Hände am Lenkrad, die Augen auf die Strasse gerichtet. Es ist nochmal richtig still im Auto. Dann ergreift er den Schlüssel unter dem Steuer, ohne ihn zu drehen. Sie hört nur ein Rasseln des Schlüsselbunds.

»Steigst jetzt aus, oder was?« sagt er, ohne sie anzusehen. Sie öffnet die Beifahrertür.

»Danke für den Abend und alles Gute Dir«, sagt sie und steigt aus seinem BMW. Da startet er ihn schon. Kaum, dass sie auf beiden Beinen auf dem Trottoir steht. Sie gibt der Tür einen Ruck, um sie zu schliessen. Da düst er los. Noch bevor die Tür richtig zugegangen ist. Sie hängt am Auto wie ein loser Knopf an einem Mantel. An der nächsten Kreuzung biegt er mit quietschenden Reifen um die Ecke. Ausser Sichtweite. Autos teilen uns immer auch was mit. Wie die Menschen, die sie fahren. Auch wenn sie nichts sagen.

Sie steht da und staunt. Was hat er vorhin noch Kitschiges über sein Herz gesagt? Er hat ihr nicht mal mehr die Hand gereicht. Und dann hat er aufs Gas gedrückt. Noch bevor die Tür richtig zugegangen ist. In nur einem Augenblick hat sich sein Herz so rasant von ihr entfernt wie sein Auto. Sie bleibt kurz auf dem Trottoir stehen, um vor sich hin zu lachen. So ein triumphierendes Lachen. Voller Vorfreude auf ihre Wohnung, aus der sie niemanden rauskriegen muss.

Welche Lektion hat sie gelernt? Wir fühlen schneller, als wir begreifen. Und manche geben vor etwas zu fühlen, das sie noch gar nicht begreifen können. Eine Lektion, die sich oft wiederholen muss, bis wir sie wirklich gelernt haben.

Szenen – Teil 10

Ein Pontiac Trans Am, das wäre sein Traumauto, sagt er ihr. Sie fahren in einem alten Toyota. In was für einem vergisst sie immer. Es ist ihr egal. Er sitzt am Steuer. Sie waren Billard spielen und was essen. Fast ein Jahr kennen sie sich schon. Gerade ist sie umgezogen in eine neue Wohnung. Er hat ihr dabei geholfen. Klein ist sie, aber für sie allein reicht der Platz. Er wohnt in einer WG. Sie sprechen über ihre Vorstellungen von einer optimalen Wohnung. Dann fällt ein Wort, bei dem es ihr zu eng im Auto wird. Er sagt es: *Familie*. Für eine Familie braucht es

eine optimale Wohnung mit reichlich Platz. Und ein grosses Auto. Auch mit reichlich Platz. Ein Familienauto. Auch davon träumt er, neben dem Pontiac Trans Am. Sie hört ihm zu. Was sie antwortet, ist sehr an ihn gerichtet. Nur an ihn. Nicht an sie beide. Als würde sie ihm Ratschläge geben. Bei einer Sache, die nichts mit ihr zu tun hat.

»Und Du?« fragt er, während er am Parkplatz vor ihrer Wohnung hält. Er zieht die Handbremse an und wendet sich ihr zu. Sie schauen sich an. »Was hältst Du von einer Familie?«

»Darüber denke ich noch nicht so konkret nach«, antwortet sie. Sie lässt weg, dass sie sich damit überhaupt nicht beschäftigt. Es gibt so viel anderes, das sie interessiert. Dabei geht es auch um eine Geburt, denkt sie. Sie will aus sich was gebären, aber keine Kinder. Das würde er nicht verstehen. Sie liebt Kinder, aber sie liebt auch die Dinge, die sie interessieren, die in ihr zu wachsen scheinen. Sich auch noch mit Familie zu beschäftigen, ist ihr zu viel auf einmal. Es gibt aber auch Momente, in denen sie heimlich denkt, dass es viel einfacher wäre, zu heiraten, Kinder zu kriegen und sie gross zu ziehen. Womit sie sich beschäftigt, scheint mehr von ihr zu fordern. Es ist wie eine zweite Erziehung, die sie sich selbst geben muss.

»Meine ja auch nicht sofort«, sagt er. »Aber für die Zukunft. Was stellst Du Dir so vor?«

Sie sieht in ihrer Vorstellung, wie sie schreibt. Geschichten, Texte und Bücher. In einem Waldhaus. An einem See. Zwei Boote schaukeln am Steg. (Sie ist noch nie auf einem Boot gewesen, sieht aber gleich zwei in ihrem Zuhause in der Zukunft.) Da ist noch jemand, den sie nicht erkennen kann. Ohne Gesicht. Nur eine sehr starke, sehr vertraute Energie. Jemand, den sie um sich haben muss wie einen Teil von ihr. Tiere sind da, aber keine Kinder. (Warum Tiere? Sie hat doch gar keine Haustiere.) Da ist auch eine grosse Terrasse mit einer Lichterkette am Geländer. Musik spielt. Es duftet gut. Eine harmonische Stimmung. Zuhause mit jemandem – und bei sich.

Was ist mit ihm? Dem Mann, der sie fragt, wo sie sich sieht? Er ist nicht da. Es gibt ihn dort nicht, aber er ist jetzt hier. Mit ihr im Auto und schaut sie an. Geduldig. Gütig. Alles an ihm ist gütig. Sie hat ihn sehr gern. Er wäre der beste Freund oder der beste Bruder, den man sich nur wünschen kann, denkt sie auf einmal. Er wäre auch ein wunderbarer Ehemann und Vater, mit dem es ihr und ihren Kindern gut gehen würde. Daran zweifelt sie keine Sekunde. Aber daran, dass *sie* seine Ehefrau sein sollte, zweifelt sie. Alles scheint richtig, aber etwas in ihr flüstert ihr zu, dass alles falsch ist. Nicht er ist nicht der Richtige für sie. Sie ist nicht die Richtige für ihn, denkt sie. Warum schlägt ihr Herz noch nicht höher? Was braucht es noch, um sich hoch zu schwingen?

»Gehen wir doch in die Wohnung«, antwortet sie ihm. »Reden wir dort weiter.«

»Du willst keine Familie, oder?« Er legt seine Hand auf ihre. Sie spürt, dass diese schöne Geste etwas Trauriges bedeutet. Nicht jetzt. Später. Sie ist der Anfang vom Ende.

»Ich glaube, ich verschwende Deine Zeit«, sagt sie. Es bricht einfach aus ihr heraus. Ernst und traurig. »Du bist wunderbar! Und Du hast weiss Gott eine Engelsgeduld!« sagt sie noch. Er lacht und nimmt seine Hand wieder weg. Zu sich.

»Ja, Du bist speziell, aber genau das liebe ich an Dir«, sagt er. Er ist auch speziell. Etwas Besonderes. Konventionell sind bloss seine Träume. Er hat nur eine Hand. So ist er auf die Welt gekommen. In Menschen, denen was fehlt, kann ein besonderer Schatz heranwachsen. Er ist so ein Schatz. *Das* liebt sie an ihm, aber sie liebt nicht ihn, wofür sie sich schämt und hasst. Wie kann man jemanden wie ihn nicht lieben? Was stimmt mit ihr nicht? Ist sie schon so anspruchsvoll, dass sie das Besondere, das Beste nicht mehr sieht? Sie hat gehofft, dass sie Augen und Ohren nur für ihn bekommt. Jemand anderen hat sie auch gar nicht gesucht. Sie hat nie gesucht. Sie wurde gefunden. Ihr Herz nicht. Keiner hat es gefunden. Sie hat vielleicht noch keins. Es fehlt ihr, wie ihm eine Hand fehlt. Nur die Hand, nicht das Herz. Kann ein Herz später noch geboren werden und wachsen?

»Ich glaub, Du weisst einfach noch nicht so recht, was Du willst«, sagt er. Sie weiss schon was, aber sie weiss nicht wen sie will, denkt sie. »Vielleicht brauchst Du einfach noch mehr Zeit.« Der Arm, an dem ihm die Hand fehlt, verschwindet in seiner Jackentasche. Er versteckt immer, was ihm fehlt, wenn er sich gerade klein fühlt. Dass es Grösse ist, die er hat, merkt er nicht. Menschen, die Grösse haben, halten oft andere für grösser als sich selbst.

»Du brauchst eine Frau, die weiss, was sie will«, sagt sie und seufzt. »Ich glaub, es soll einfach nicht sein.« Sie hofft, dass er ihr zustimmt, dass *er* es ist, der das Wort sagt: Ende. Das hätte er mehr als verdient.

»Du willst es jetzt beenden, oder?« fragt er. »Weil ich von Familie gesprochen hab. Oder einfach weil...« Sie unterbricht ihn.

»Ich hab Dich wirklich sehr gern. Ich bin wohl noch nicht bereit für das, was Du willst. Das ist alles. Es liegt an mir. Das weiss ich aber schon länger. Du sicher auch.« Er schweigt. Dann hustet er. Vielleicht muss er runterkriegen, was sie gesagt hat. Kompliziert hat sie umschrieben, was ganz einfach ist. Sie liebt ihn nicht. Und Liebe ist einfach, wenn es Liebe ist.

»Okay«, sagt er nur. Stille. »Ja, mein Selbstvertrauen ist weniger geworden mit Dir.« Es klingt nicht nach einem Vorwurf, was er sagt. Eine ehrliche Feststellung ist es. Freundlich hat er es gesagt und hustet dabei wieder. Ihr kommt das Wort *Schande* in den Sinn. Sie hat Schande über ihn gebracht. Ausgerechnet über ihn. Es bricht ihr das Herz, das sie für ihn nicht hat.

»Wie *ich* bin, hat doch mit *Dir* nichts zu tun«, antwortet sie. Sie hat sich gut überlegt, was sie sagen soll. Es muss Reife haben. Wie die Worte, nach denen sie beim Schreiben sucht. Wenn es um andere geht, können wir sehr weise sein.

»Ja, ich weiss schon, da muss ich auch an mir arbeiten«, antwortet er. »Es wäre schön gewesen, wenn...« Sie schweigen und starren durch die Windschutzscheibe. Autos fahren am Parkplatz vorbei. Beide sind ganz ruhig. Ab und zu schauen sie einander an, atmen tiefer aus und lächeln verlegen. Kein Drama. Keine hässlichen Szenen. Es ist, wie es ist. Das allein könnte es schon sein, was sie vorhin noch mit Worten erzwingen wollte: diese Reife.

»Ich muss auch an mir arbeiten, herausfinden, woran es liegt«, sagt sie. Er soll bloss nicht glauben, dass es irgendwas mit seiner fehlenden Hand zu tun hat. Das hat es nicht. Sagen will sie es ihm nicht. So ein Hinweis klingt manchmal nach dem Gegenteil. Er soll es einfach *wissen*. Das war auch nie ein Thema zwischen ihnen. Nur anfangs, bei ihren ersten Dates, da hat er manchmal den Arm, an dem was fehlt, unter dem Tisch versteckt oder in der Hosentasche. Um unsichtbar zu machen, was nicht da ist. Bis sie ihn gebeten hat, damit aufzuhören. Er verhält sich im Alltag auch nicht so, als hätte er nur eine Hand. Er hat Billard mit ihr gespielt, gut gespielt. Aber er vergisst auch nicht, dass andere Männer zwei Hände haben.

Sie bittet ihn in die Wohnung. Um gemütlich was zu trinken und weiterzureden. Sie will nicht, dass er jetzt so nach Hause fährt, wie ein mieses Date, das sie im Auto sitzen lässt. Er ist einverstanden und geht mit. Sie werden noch gemütlich zusammen sitzen, was trinken und reden. Keine Sekunde wird sie daran denken, ihn rauszukriegen aus der Wohnung. Er ist mehr als willkommen bei ihr, auch wenn es *mehr* zwischen ihnen nicht mehr geben wird. Ihr Abschied voneinander wird ein gütiger sein. Mit Herzen, die nicht davonrasen, sondern den anderen noch eine Weile im Rückspiegel betrachten, wie etwas Kostbares, das sie aus den Händen geben mussten.

Szenen – Teil 11

Es ist irgendein dunkler Kleinwagen, in dem sie sitzt. Die Marke und das Modell sind ihr völlig egal. Es ist ein Auto, das rollt. Zum Bahnhof. Eine Frau fährt sie dorthin. Sie hat rote lange Haare, die sie offen trägt. Einen schwarzen Blazer hat sie an, über einer leichten, weissen Bluse, die locker über ihre schwarze Hose fällt. Es ist Frühling. Die Sonne scheint. Musik spielt aus einer CD, die sie dieser Frau mitgebracht hat. Sie hört aber nur *sie*, und sie sieht auch nur sie,

ohne sie zu lange anzuschauen. Diese rothaarige Frau, die am Steuer sitzt. Sie muss auf ihre Augen achten, dass sie sie nicht ansehen, wie Männer Frauen ansehen oder Frauen Männer.

Darauf achtet sie und weiss, dass sie diese Frau nie wieder sehen wird. Diese Frau weiss es nicht. Sie fährt sie einfach zum Bahnhof, nachdem sie sie zu sich eingeladen hatte. Zu einem Mittagessen, da sie am Nachmittag frei hat. Sie hatten sich in der Stadt auf einem Parkplatz getroffen, um von dort in ihre Wohnung zu fahren. Ihre und die ihres Mannes, der nicht da war. Sie waren bis vor kurzem noch Arbeitskolleginnen, bis die Frau mit den roten Haaren gekündigt hat. Über ein Jahr haben sie dort zusammen gearbeitet. Über ein Jahr schon ist ihr Gast, der in ihrem Auto sitzt, in sie verliebt. Auch das, weiss diese Frau nicht.

Sie waren gerade ein paar Stunden in ihrer Wohnung. Die rothaarige Frau ist vor kurzem mit ihrem Mann dort eingezogen. Sie hatte ihnen beiden was mitgebracht. Eine Flasche von irgendwas. In einem Geschenksack, auf dem ein Marienkäfer klebte. Nicht einfach so. Er war ein kitschiges Symbol. Alles Gute sollte er ihr schon sagen, und dass sie glücklich sein soll. Ein kitschiges Symbol sollte es ihr sagen, weil sie es nicht sagen konnte. Der Glückskäfer war vielleicht auch ein Symbol für sie selbst, damit es ihr gelingt, bei dieser Frau nicht peinlich zu werden. Wir wissen nicht immer, was wir tun und warum, was genau in uns vor sich geht, in anderen noch weniger. Meistens sagen wir nur die Hälfte davon, was uns antreibt oder aufhält, wenn wir überhaupt so viel sagen. Oft wissen wir auch gar nicht mehr, was wir alles weglassen, weil wir nicht darüber sprechen.

Die Stimmung war zunächst gut, bis sie sich an den Esstisch setzten. Schlecht wurde die Stimmung nicht. Da war aber so ein ratloser Mangel an Worten. Es war nicht erste Mal, dass sie einander eingeladen hatten. Sie verstanden sich immer gut. Bei diesem letzten Mal war etwas anders. Ihr Gast war anders, worauf die rothaarige Frau reagiert hat. Wir alle reagieren wie ein Echo auf andere. Manchmal, ohne es zu merken. Sie wussten irgendwie beide nicht mehr, worüber sie miteinander sprechen sollten. Dann redet man irgendwas, um zu reden. Damit es nicht still ist, nicht peinlich ist.

»*Ich weiss einfach nicht mehr, was ich ihr sagen soll*«, dachte sie, während ihre Gastgeberin vor ihr sass. Alles, was ihr einfiel, war eine Lüge, während sie eine Menge zu sagen hatte, das die Wahrheit war. Sie sagte ihr nichts davon. Darum hatte sie keine Worte mehr. Sie waren nur noch Small Talk. Im wahrsten Sinn. Sie war bei ihr, und doch Meilen entfernt von ihr. Nie wird sie ankommen. Sie wird wieder gehen müssen. Für immer, wenn sie keine Lüge sein will. Wenn ihr Herz nicht alle Grenzen überschritten hätte, wären sie vielleicht gute Freundinnen geworden,

die sich was zu sagen haben. Aber es wäre eben eine grosse Lüge gewesen. *Ihre* ganz persönliche, die sie dieser Frau aufgetischt hätte. Sie will keine Lüge sein. Für niemanden.

Sie hatte in dieser fremden Wohnung auch das Gefühl, dort eingebrochen zu sein. Ohne dass diese Frau und ihr Mann es gemerkt haben. Eine Wohnung ist heilig. In ihr passieren die wichtigsten Dinge, kleine und grosse. Dort war sie schamlos eingebrochen, und dort sass sie, ohne die richtigen Worte, in tiefster Scham. Warum sass sie dann dort? Sie hat sehr mit sich gekämpft, ob sie ihre Einladung zum Mittagessen annehmen sollte. Dort, wo sie nichts zu suchen hatte. Sie hat sie angenommen, um sie ein letztes Mal zu sehen und ihre Stimme zu hören. Nicht um ihr zu sagen, was sie nicht weiss. Das wollte sie noch an ihrem letzten Arbeitstag, aber sie hat es nicht geschafft und gedacht, dass sie sich nie wieder sehen würden. Sie hat es nicht übers Herz gebracht, es ihr zu sagen. Richtig absurd, es nicht übers Herz zu bringen, einem Menschen zu sagen, dass man ihn liebt, weil es für diesen Menschen absurd geklungen hätte. Wie das Gegenteil von Liebe: etwas, das man auf keinen Fall will. Es ist also auch möglich, ein Herz für jemanden zu bekommen, das nicht aufhört zu wachsen, aber viel zu gross für jemanden wird, der dafür keinen Platz hat.

Sie hat aber daran gedacht, es ihr doch noch zu sagen. An diesem Esstisch, wo sie nicht hingehörte. Sie hatte das Gefühl, dass es für ihre Seele gut wäre, ihr alles zu sagen. Was hätte sie denn noch zu verlieren gehabt, wenn sie es ihr sagen würde, dachte sie. Arbeitskolleginnen sind sie keine mehr. Freundinnen werden sie auch nicht bleiben. Mehr werden sie schon gar nicht sein. Und doch hatte sie das Gefühl, dass sie was verliert, wenn sie es ihr sagt. Aber was? Diese Frau würde sich dann später wie an eine Gestörte an sie erinnern, wie an eine schlechte Erfahrung. Liebende, die man nicht liebt, wirken nun mal wie Gestörte. Ja, sie hat was zu verlieren, dachte sie dann. Sie würde diese Frau zum Abschied zutiefst peinlich berühren. So sollte sie von ihr nicht berührt werden.

Sie stellte sich auch die Frage, wie sie selbst auf sowas reagieren würde. Sie würde diesen Gast höflich, aber dringend aus der Wohnung kriegen wollen. Was sonst? Sie würde sich auch fragen, ob dieser Gast tatsächlich eine andere Reaktion von ihr erwarten konnte? Von so einem Gast würde sie nichts mehr halten.

Keinem hat sie was davon erzählt, auch ihrer Mutter nicht, die sich von ihrem Vater endlich gelöst hatte. Sie hat zu Ruhe und Freude in ihrem Leben gefunden. Ganz für sich allein. Das will sie ihr nicht kaputt machen. Und so ist die Liebe über Nacht für sie zu einem Tabuthema geworden. Sie wurde von der Liebe regelrecht überfahren. Unter Schock stand sie. Symptome mussten plötzlich behandelt werden. Angefangen haben sie damit, dass sie diese Frau immer

um sich haben wollte, einfach, weil sie da ist, wie ein Teil von ihr, als ob dann alles in Ordnung wäre. Zuerst erschien es ihr harmlos. Vielleicht war sie die Schwester, die sie nie hatte oder eine neue beste Freundin, die sie werden könnte. Seelenverwandte. Sowas gibt's! Zu solchen Menschen sagen wir doch mit ganzer Seele JA, aber nicht auch mit unserem Körper. So ein Schockzustand war das, in dem sie nicht nur ihre ganze Seele, sondern auch ihren ganzen Körper spürte.

Dieses Jahr, in dem sie den *Unfall: Liebe* hatte, war überstanden. Auch das Mittagessen und den Nachmittag bei dieser Frau würde sie überstehen. Sie waren freundlich und höflich zueinander. An diesem Esstisch. Mit Worten, die für diese paar Stunden ausreichten. Sie wollte nur noch raus. Raus aus diesen heiligen Räumen, raus aus der schlechten Rolle, die sie spielte. Niemand hatte sie dazu gezwungen. Auszuhalten. Sie war vielleicht nicht reif genug, um mit sowas umzugehen. Oder es war umgekehrt: dass sie alles mit zu viel Reife betrachten wollte, was einfach nur Liebe war. In ihrem Fall: ein unerwartetes Unglück.

Das Auto hält jetzt vor dem Bahnhof, an dem sie die S-Bahn nach Hause nehmen wird. Die Frau mit den roten Haaren hat den Motor abgestellt und dreht sich fröhlich zu ihr. Alles ist gut. Nur *sie* hat einen Knall. Und jetzt? Sie hat doch gewusst, dass dieser Moment kommt. Was hat sie jetzt? Sie fängt an zu zittern. Auch das darf diese Frau nicht wissen. Wahrscheinlich ein Zittern, weil sie einfach nicht mehr kann. Sie hält das alles nicht mehr aus. Dieses ganze Spiel. Es ist irgendwie ein Spiel. Wir spielen uns doch alle die ganze Zeit was vor, ohne damit rauszurücken, was wirklich in uns los ist. Immer. Überall. Mit jedem. Auch diese Wahrheit überkommt sie. *Ihr* Spiel muss sie jetzt endlich lassen. Auf der Stelle. Nach über einem Jahr. Es geht nicht mehr. Aber sie muss sich noch verabschieden. Wie ein normaler Mensch. Nur das noch. Sie spürt, dass was mit ihren Augen ist. Es ist auch was in ihrem Hals. Atmen wird schwer. »*Das darf nicht passieren*«, denkt sie. »*Mach hier bloss keine Szene. In ihrem Auto. Das wäre ja mega-mega-peinlich. Dir und ihr. Geh einfach. Und bring Dich wieder in Ordnung.*«

Sie hört sich im Kopf ganz viel sagen. Alles, was sie ihr das ganze Jahr über nicht sagen konnte. Als hätte jemand jeden Satz, den sie ihr verschwiegen hatte, in eine Schachtel geworfen und kräftig durchgeschüttelt. Sie hört alles durcheinander. Alles auf einmal. »*BITTE NICHT JETZT!*« denkt sie, hofft sie. Nicht so! So jämmerlich. In diesem Zustand. In diesem Auto. An diesem beschissen sonnigen Tag. Alle sind gut drauf, sogar diese Frau, seit sie nicht mehr an ihrem Esstisch sitzen und nach Worten suchen. Und was jetzt? Etwa noch ein Knutscher? Eine Umarmung? Ein Händedruck? WAAAS? Sie muss eine unsichtbare Handbremse in sich

ziehen. Sich selbst hält sie fest. Krampfhaft. So fühlt sie sich auch: total verkrampft. Den ganzen verdammten Tag schon. Nein, das ganze verdammte Jahr!

Dieses Spiel muss sie noch einmal spielen. Vielleicht ein oder zwei Minuten. Nicht länger. Die Frau neben ihr sagt was Nettes: schön, dass sie da war, oder so ähnlich. Sie antwortet auch was Nettes: danke für die Einladung, irgend sowas. Ihr ist sehr warm. Die Frau sitzt viel zu nah bei ihr. Ihr Gesicht ist zu nah. Ihr Duft. Das ganze Auto ist voll von ihr. Sie weiss nicht, was sie tun soll. Was, wenn sie sie versehentlich auf den Mund küsst? Oder mit Absicht? Aus Verzweiflung? Nein, das tut sie nicht. Sie ist doch keine Gestörte, denkt sie.

Die Frau gibt ihr einen Knutscher auf die Wange. Wie Freundinnen sich knutschen. Bis bald wieder, sagt sie. Irgend sowas. Ihr wird heiss. Sie selbst sagt auch was. Sie macht auch was, aber als sie aussteigt, weiss sie schon nicht mehr, was sie gesagt und getan hat. Hat sie sie jetzt auch geknuscht? Peinlich, wenn nicht. Ausnahmsweise. Hat sie ihr einfach nur Tschüss gesagt? Sie weiss es nicht mehr. Aber es war doch gerade eben. Ja, es ist gelaufen. Sie ist RAUS.

Sie ist endlich aus diesem Auto gestiegen. In Wahrheit aber ist sie noch lange bei ihr sitzen geblieben, ohne dass diese Frau es gemerkt hat, und ohne ihr zu sagen warum.

Szenen – Teil 12

Es ist die letzte Fahrt. An einem sonnigen Mittag. In einem Rollstuhl-Taxi. Ihre Mutter wurde da reingerollt. Über eine Rampe, die in den Kombi führt. Sie trägt ihren Wintermantel. Nur sie beide sitzen drin. Ihre Begleiter fahren mit dem Auto hinterher. Das Taxi wackelt und schwankt, weil es ja fahren muss. Auf jede Bewegung des Fahrzeugs reagiert der Rollstuhl mit einem Rattern. Es sieht grob aus. Bei jedem Rattern schüttelt es ihre Mutter leicht. Das Taxi ist grob zu ihr, bemerkt ihre Tochter. Still für sich.

Der Rollstuhl wurde fixiert. Etwa in der Raummitte, unter vier Sitzplätzen. Trotzdem reagiert er auf die Fahrt. Ihre Tochter sitzt quer neben ihr. Auf einem Sitz, der in einem ungünstigen Abstand zum Rollstuhl angebracht wurde. Es sieht so aus, wie wenn er abseits stünde, der Rollstuhl, dort *abgestellt*, weil er Räder hat, weil er stört. Sie regt sich auf. Innerlich. »*Was haben die sich bei den Sitzen überlegt?*« nervt sie sich. Sie kommt an ihre Mutter nicht so richtig heran. Es sieht für sie so aus, als würde sie dort ganz allein in ihrem Stuhl sitzen. Man hat ihr gesagt, sie müsse sich während der Fahrt auf ihrem Sitz anschnallen und dürfe nicht aufstehen. Es gibt nicht viel, wo man sich festhalten kann. Sie will den Sicherheitsgurt wieder

öffnen. Er klemmt. Sie reisst an ihm. Mit Gewalt. Er geht kaputt. Es ist ihr egal. Er stört. Sie rutscht auf dem Sitz ganz an den Rand. Nur ihr rechter Oberschenkel bleibt sitzen. Sie muss sich umständlich rüber beugen zu ihrer Mutter, um sie zu berühren. An der Schulter und am Arm. Ihr Gesicht kann sie nicht richtig sehen. Nur von der Seite. Sie hat den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen. Nur zeitweise ist sie noch bei sich. Sonst ist sie woanders oder schläft. Sie bekommt viel Morphium. Der Krebs sitzt in ihrem ganzen Körper. So wie sie in diesem Rollstuhl sitzt.

Ihre Tochter fragt sie, ob alles okay ist. Ihre Mutter nickt. Sie spricht nicht mehr viel. Sie kann nicht mehr. Um Worte geht es auch nicht mehr. Es geht um Zeichen, Gesten, Blicke und Berührungen. Nichts ist okay, denkt ihre Tochter. Es ist laut in dem Kombi. Auch der Rollstuhl rattert laut. Das Radio ist an, was sie auch nervt. Quasselnde Stimmen. Respektlos, findet sie. Nichts und niemand hat Respekt. Sie weiss, warum sie das findet. Das Taxi fährt zu ihr nach Hause. Ihre Mutter hatte im Krankenbett gesagt, dass sie nochmal in der Wohnung ihrer Tochter sein möchte. Es ging um letzte Wünsche. Da fahren sie jetzt hin. Zu diesem letzten Ziel.

Das Morphium reicht nur für einen halben Tag. Es ist Abend, als sie wieder im Rollstuhl-Taxi sitzen. Genau gleich wie bei der Hinfahrt. Es ist dasselbe Taxi. Mit demselben kaputten Sicherheitsgurt. Keiner hat es gemerkt. Oder keiner hat was gesagt. Sie hat es vergessen, als sie an ihrem letzten Ziel angekommen waren. Sie wird es dem Fahrer sagen, wenn sie wieder das Spital erreichen.

Ihre Mutter ist in ihrer Wohnung auf dem Sofa gesessen. Nicht im Rollstuhl. Mal war sie da, mal weg. Sie hat etwas mehr gesprochen, viel um sich geschaut. Sie hat lebendiger gewirkt. Oft hat sie ihre Hand gedrückt. Manchmal etwas fester, dass sie sich nicht sicher war, ob sie es aus Liebe oder aus Angst getan hat. Wie nimmt man jemandem die Angst vor dem Tod, der gleichzeitig so schrecklich sicher wie ungewiss ist?

Auf der Rückfahrt im Taxi ruft sie plötzlich den Namen ihrer Tochter, die ja neben ihr sitzt. Mit den Händen auf ihrer Schulter und auf ihrem Arm. Sie hat sie gerufen, als wäre sie weit weg. »Ich bin da«, hat sie ihrer Mutter gesagt und ihren Arm sanft gedrückt. Noch weiss sie nicht, dass sie diesen Ruf und diese Stimme zum letzten Mal gehört hat. Das Taxi hält. Sie sind wieder zurück, um auf diese Station zu gehen. Diese Endstation. Es ist ruhig im Kombi. Der Fahrer steigt nicht gleich aus. Sie kann sich jetzt von ihrem Sitz heben, muss sich nirgends festhalten. Neben dem Rollstuhl geht sie in die Knie, um auf Augenhöhe mit ihrer Mutter zu

sein. Sie hat ihre Augen wieder geschlossen, ihren Kopf gesenkt. Wenn sie atmet, ist es, als würde sie tief seufzen, wie wir es tun, wenn wir glauben, dass uns etwas bevorsteht. Etwas, das wir nicht abwenden können. Wir haben keine Wahl und müssen da jetzt einfach durch. So klingt sie, wenn sie atmet. Ihre Tochter nimmt ihre Hand und hält sie fest. Da hebt sich die andere Hand ihrer Mutter und legt sich auf ihre. Sie drückt sie wieder fest. Mehrmals hintereinander. Als wären es Morsezeichen, die ihr was mitteilen sollen: »*Es ist bald soweit. Ich fahre jetzt woanders hin. Da kannst Du nicht mit.*« So hat ihre Tochter es verstanden, dass es beides bedeutet: Liebe und Angst.

Es ist das zweite Wochenende, das sie nach der Beerdigung in der Wohnung ihrer Mutter verbringt, die voll von ihr ist. Sie muss sie räumen, aber sie kann es noch nicht. Immer noch nicht. Tränen fließen. Innere Filme werden weiter abgespielt. Fotoalben werden geöffnet und durchgesehen. Sie sind voll von Menschen, die im Leben ihrer Mutter waren, als sie noch viel aushalten konnte. Dann findet sie Sachen, die sie sehr berühren, die Kinder bei ihren Eltern finden. Sachen, die aufgehoben wurden. Was alles so von einem Menschen zurückbleibt, wenn er gegangen ist, denkt sie. Sachen, die ohne zu wissen, wem sie gehören, nichts wert wären. Nur das Geld, das sie gekostet haben. Und doch hängen wir so an Sachen und übersehen die Menschen, bis sie fehlen.

Da ist auch das Handy ihrer Mutter. Sie ladet es wieder auf. Vielleicht hat sie noch irgendjemanden nicht informiert. Darüber, dass niemand mehr antworten wird. Sie sieht Chats. Nachrichten, die ausgetauscht wurden. Neue gibt es nicht. Sie scrollt kurz drüber, um es dann wegzulegen. Es tut ihr zu weh. Da sieht sie einen Chat zwischen ihrer Mutter und ihrem Vater. Sie öffnet ihn und liest. Eine Wut kommt in ihr hoch. Dann muss sie alles lesen und fängt von ganz oben an. Von der ersten bis zur letzten Nachricht. Alles stammt noch aus der Zeit, bevor ihre Mutter krank geworden ist. Das Meiste, was sie liest, ist nichts Neues für sie. Neu ist, wie sehr ihr Vater ihre Mutter gedrängt hat, dass sie wieder wie Mann und Frau zusammenleben. Mit SMS-Terror. Sowa nennt man heutzutage Stalking. Was sie ihm darauf erwidert hat, kann man mit wenigen Worten auf den Punkt bringen: *nie wieder, nicht in tausend Jahren.*

Ihre Mutter hat mehr Worte benutzt. Worte zwischen Elternteilen, die ihr Kind nicht lesen sollte, und die ihr Vater immer noch so gut ausblenden und ignorieren kann. Alles, was er nicht sehen und nicht hören will. Was ihn nicht erreicht hat, hat *sie* erreicht. Beim Lesen, was sie nicht lesen sollte. Worte wie Schüsse. Sie haben sie ins Herz getroffen. Die Beziehung ihrer

Eltern scheint von Anfang bis Ende ein einziger, hässlicher Unfall gewesen zu sein. Das denkt und fühlt sie jetzt. Das ist der Kern von allem, was sie auf diesem Handy liest. Eine unmissverständliche Botschaft. Sie bekommt einen Weinkrampf. Fragen schiessen in ihr hoch, die keiner sich stellen sollte. Wie wäre die Geschichte ihrer Mutter verlaufen, wenn sie nicht geboren worden wäre? Was wäre gewesen, wenn es sie nie gegeben hätte? Vielleicht ein anderes Kind, mit einem Mann, den ihre Mutter verdient hätte.

Ihr Vater hat auf die Nachrichten ihrer Mutter in diesem Chat wie ein Gestörter geantwortet. Nichts davon scheint ihn getroffen zu haben. Er hat knappe Sätze getippt, wie: »Wir sollten zusammen alt werden. Egal, was war.« Oder: »Ich komme morgen zum Kaffee. Du machst so einen guten Cappuccino.« Sätze von jemandem, der sich das Gegenteil von dem einbildet, was er eben noch gelesen hat. Später wird er rumerzählen, dass er sich nach dem Wort Krebs distanzieren *musste*, weil seine labile Ex-Frau sich immer noch einredete, dass sie zusammenleben können. Schon wieder. Und weil sie dem Kind immer noch einredete, dass er ein Fremder sei. Seine vielen SMS wird er ausgeblendet haben, und die Möglichkeit, dass dieses dumme Kind sie gelesen haben könnte.

Ihren Vater hat sie in diesen letzten sechs Monaten des Abschieds kein einziges Mal gesehen. Er wohnt nur zehn Autominuten von ihrer Mutter entfernt. Sie hat auch nichts von ihm gehört oder gelesen. Kein Anruf. Nicht eine einzige Nachricht. Die wird er erst viel später senden, wenn alles, aber auch alles vorbei ist. Eine Nachricht, auf die sie nur mit einem lauten Schweigen antworten kann.

Sie legt das Handy wieder weg. Jetzt ist keine Zeit dafür. Für alles auf einmal. So empfindet sie es. Sie muss die Wohnung räumen, die schlechten Gefühle später. Die Vermieterin wartet darauf, dass nichts und niemand mehr dort drin ist. Sie kann das aber nicht so schnell. Ein ganzes Leben irgendwo verstauen oder entsorgen, weggeben. Sie hat nicht mehr viel Zeit. Nur noch dieses Wochenende, von dem noch ein Abend und eine Nacht übrig geblieben sind. Morgen kommen Helfer und ein Umzugswagen, mit dem alles wegrollen wird. Sie will nicht, dass andere in den Sachen ihrer Mutter rumwühlen. Es soll alles griffbereit sein. Sich selbst hat sie nicht im Griff. Das geht ihr alles viel zu schnell.

In der Wohnung beginnt es an diesem letzten Abend zu spuken. Dinge, die jahrelang am selben Ort standen oder hingen, fallen um oder runter. Das erschreckt sie. Sie hat das Gefühl, dass etwas oder jemand sie aus der Wohnung kriegen will. Noch jemand. Es bringt sie dazu, im Rekordtempo alle Sachen in die Umzugskisten zu stopfen. Als wären es nur Sachen. Nichts Beseeltes. Sehr Persönliches will sie behalten, mit nach Hause nehmen. Wie den Mantel ihrer

Mutter, den sie zuletzt getragen hat. Er riecht nach ihr und nach ihrem Parfüm. Der muss mit, der darf nicht weg. Das Meiste will sie dem Blauen Kreuz geben. Für Menschen, die was brauchen, das sie nicht haben, denen was fehlt. Bei ihr zuhause ist ohnehin zu wenig Platz, und sie spürt, dass es so auch besser ist.

Eine Nachbarin klingelt überraschend. Sie habe Licht gesehen und wolle ihr Beileid aussprechen. Sie bedankt sich bei ihr. Der Mantel, den ihre Mutter zuletzt noch getragen hatte, habe ihr so gefallen, ob sie den für etwas Geld haben könne. Sie rastet aus und schlägt die Tür zu. Was für eine Gestörte!

Sie packt weiter. Mit rasender Geschwindigkeit. Sie packt die ganze Nacht. Am nächsten Morgen ist sie müde. So müde, dass sie nichts mehr fühlt als diese Müdigkeit. Nur schlafen will sie. Es klingelt aber. Helfer stampfen in die Wohnung. Sie müssen. Sie helfen ja. Auch sie hilft, trägt mit, was rausgetragen werden muss. In den Lastwagen, der alles wegrollt. Auch sie muss da raus und die Tür schliessen. Das Wichtigste nimmt sie mit nach Hause. Sie wird es immer bei sich tragen. Es ist nicht greifbar, kein Ding und keine Sache, die man anfassen kann. Ein ewiges Gedächtnis hat es. Es lebt unsichtbar in ihr weiter. Niemand kann es begraben.

Tage später steht sie vor einem Taxi. Am Wohnort ihrer Mutter, wo sie nicht mehr wohnt. Der Taxifahrer begrüsst sie höflich und nimmt ihr ab, was sie trägt. Eine Laterne mit einer Kerze und Blumen. Er verstaut die Sachen sicher im Kofferraum. Während der Fahrt redet er nicht. Sie ist ihm dankbar dafür. Er kann es vermutlich auch nicht. Ein Ausländer, der die wichtigsten Sätze gelernt hat, um Menschen zu transportieren, um sich kaufen zu können, was er braucht, was ihm fehlt.

Sie hat mit 33 Jahren keine Eltern mehr, denkt sie. Auf dieser Fahrt zum Friedhof. Dort, wo die Toten ruhen und die Lebenden in Aufruhr sind. Die Lebensfahrt ihrer Mutter hat nur 53 Jahre gedauert. Hoffentlich gibt es ein gutes Leben *danach*. Warum nicht schon *davor*? Wie lang wohl ihre eigene Strasse des Lebens sein wird? Und was wird noch passieren? Wie beschissen wird es noch? Ist das eine Frage oder eine Annahme? Von dramatischen Szenen, hässlichen Unfällen und Abschieden hat sie genug. Das Leben *danach* will sie *jetzt*. Nicht erst am Ende der Strasse. Für jeden sollte es so sein.

Sie braucht jetzt dringend eine Nachricht von ihrer Mutter, denkt sie im Taxi. Auf dem Weg zu ihrem Grab. Sie hat noch Nachrichten von ihr auf ihrem Handy, fällt ihr ein, aber sie konnte sie *danach* nicht ansehen, um sich daran zu gewöhnen, dass keine mehr kommen. Jetzt

muss sie was sehen. Egal was. Auch wenn es aus der Vergangenheit kommt, nicht mehr aktuell. Sie holt ihr Handy hervor, scrollt ganz runter und öffnet den Chat mit ihr. Da sieht sie ihre letzte Nachricht, an die sie nicht mehr gedacht hatte, und die sie jetzt wieder liest:

»Danke, mein liebes Kind. Ich liebe Dich auch. Es ist so schön, Dich zu haben. Ich wünsche Dir alles Liebe und Gute dieser Welt. Du bist das Beste, das ich je hatte oder haben werde in meinem Leben. Danke.«

Ein Laut dringt aus ihr heraus. Unerwartet, nicht aufzuhalten. Tränen schiessen ihr aus den Augen. In ihrem Hals steckt was. Atmen wird schwer. Sie reisst sich zusammen. Der Taxifahrer dreht sich abrupt um und schaut sie an.

»Alles gut, Madame?«

»Ja, alles gut«, sagt sie und dreht ihren Kopf zum Fenster. Er stellt das Radio ein. Eine Stimme quasselt. Er wechselt den Sender. Ein ruhiges und schönes Lied spielt. Sie fahren. Innerlich rutscht sie auf Knien. Das Taxi biegt ab. Auf den Parkplatz des Friedhofs. Vor diesem Gebäude, das neben den Gräbern steht, wo sie ihre Mutter zum letzten Mal gesehen hat. Nur sie. Allein mit ihr und ihrem offenen Sarg, in dem niemand sonst sie sehen soll. Dieses letzte Mal hat sie in ihrem Kopf unzählige Male wiederholt. Innerlich auf Knien. Das muss aufhören, denkt sie, als sie aus dem Taxi ausgestiegen ist. Mit den Sachen, die der Taxifahrer wieder aus dem Kofferraum geholt hat.

Sie schreitet durch ein Gittertor und geht an diesem schrecklichen Gebäude vorbei. Zum grossen Feld, auf dem die Toten ruhen. Viele Namen, die mal in Steine gemeisselt wurden. Zahlen, die verraten, wie lange ihre Geschichten gedauert haben, bis sie fertig waren. Mehr verraten die Gräber nicht.

Sie erreicht den Namen, den sie kennt. Er wurde – wie alle frischen Gräber – in ein Kreuz aus Holz gemeisselt, auf das ein schwerer Stein folgen wird. Es fühlt sich immer noch wie ein schlechter Scherz an, den Namen ihrer Mutter auf einem Friedhof zu sehen, sie lange vor ihrer Zeit begraben zu sehen. Sie steht vor ihrem Grab wie vor einem zugeklappten Buch, in dem keiner mehr liest. Nur sie. Sie legt die Blumen nieder. In der Laterne zündet sie die Kerze an. Die Flamme brennt und flackert. Da denkt sie was, von dem sie glaubt, dass es nicht von ihr selbst kommen kann, dass es ihr irgendwie zugeflüstert wird. Von irgendwoher, wo ihr Bewusstsein sonst nicht hinkommt. Worte, die Muskeln haben:

»Ihre Geschichte ist hier vielleicht gar nicht fertig. Ich bin ja noch da.«

Szenen – Teil 13

Sie sitzt auf dem Beifahrersitz im Auto einer Freundin. Eins, in dem sie sich wohlfühlt. Sie hat schon wieder vergessen, was für ein Auto es ist. Es fällt ihr schwer, sich sowas zu merken. Die Freundin erzählt ihr von einem Mann, der ihr sehr viel bedeutet, aber mit dem es einfach nicht funktioniert. Ihr Herz hängt an ihm, ihre Vernunft aber ist auf Distanz gegangen. Sie reden auch über die Familie, und sie erwähnt ihrer Freundin gegenüber, dass sie in der Schweiz noch eine einzige Verwandte hat, an die sie in letzter Zeit oft denken muss. Ihre Cousine, die 11 Jahre älter ist. Sie ist die Nichte ihres Vaters, zu der sie als Kind den Kontakt abgebrochen hatte. Ihre Eltern hatten sie in die Schweiz geholt, damit sie es besser hat. Sie ist die Tochter jener Tante von ihr, die sie als Neugeborenes mal falsch gefüttert hat, dass sie ins Spital gefahren werden musste. Das Leben schreibt manchmal ironische Geschichten.

Eine Zeit lang war sie sowas wie ihre Nanny, womit sie aber schlechte Erinnerungen verbindet. Dinge, die passiert sind, dass ihre Mutter diese Cousine dringend aus der Wohnung kriegen wollte. Sie suchte und fand ihr was Eigenes. Ein Jahrzehnt später hatte diese Cousine wieder den Kontakt zu ihr gesucht. Er währte nicht lange, nachdem sie sich abfällig über ihre Mutter äusserte. Über die Frau, die ihr ein privates und berufliches Leben in der Schweiz ermöglicht hat. Mit viel Energie und Geld, das sie nie zurückverlangte. Und diese Cousine ist ihr seit ein paar Wochen wieder im Sinn. Sie hat keine Ahnung, warum sie das Bedürfnis hat, sich bei ihr zu melden. Um ihr einfach in Frieden alles Gute zu wünschen. Ohne, dass daraus ein neuer Kontakt entsteht. Vergebung ist etwas geworden, das sich für sie wichtig anfühlt. Für ihre Seele. Das erzählt sie ihrer Freundin im Auto, dass sie vorhat einen versöhnenden Abschied von dieser Cousine zu nehmen, die Stunden entfernt von ihr lebt. Sie wird sie anrufen und ein Gespräch mit ihr führen, das heilsam sein soll. Dafür hat sie schon ihre Kontaktdaten gespeichert, will sich aber noch darauf einstellen.

Zwei Wochen vergehen, als bei ihr zuhause das Handy klingelt. Es ist schon später Abend. Die Schwester dieser Cousine ist dran. Mit ihr hatte sie ab und zu noch Kontakt. In ihrer Muttersprache. Sie spricht kein Deutsch und lebt in ihrem Heimatland. Ihre Stimme klingt aufgewühlt. Wie Menschen klingen, die befürchten, dass etwas Schlimmes passiert ist, oder die hoffen, dass etwas Gutes passiert ist. Die Cousine reagiert nicht mehr auf Anrufe und Nachrichten, sagt ihre Schwester. Sie habe gesundheitliche Probleme. Ihr Handy scheint ausgeschaltet. Schon den ganzen Tag. Sie schreiben sich täglich. Etwas stimmt nicht. Ob sie helfen kann. Das versucht sie und legt auf.

Die Kontaktdaten dieser Cousine hatte sie ja bereits in ihrem Handy gespeichert. Sie ruft auf ihrem Festnetz an. Für alle Fälle. Niemand hebt ab. Dann sucht sie die Nummern der Mieter raus, die an derselben Adresse wohnen. Nachbarn, die sie kennen, die vielleicht was wissen oder nachsehen können. Keiner weiss was. Es wird an die Wohnungstür geklopft und geklingelt. Niemand reagiert. Alle finden das beunruhigend, da man sie schon eine Weile nicht mehr gesehen hat. Sie überlegt, was sie noch tun könnte. Dann macht sie die Vermieterin ausfindig, damit jemand mit dem Schlüssel in die Wohnung geht und nachsieht. Sie kann es nicht. Sie wohnt zu weit weg und hat kein Auto. Die Vermieterin traut sich nicht. Die Polizei macht das für sie. Niemand da. Sehr gut. Vielleicht ist sie einfach woanders, ausgegangen oder mit Freunden? Ohne je auf ihr Handy zu schauen? Aus einem späten Impuls heraus sucht sie im Internet alle umliegenden Spitäler raus. Das hätte sie gleich tun sollen, denkt sie. Aber die erste Sorge war ja, dass sie in ihrer Wohnung zusammengebrochen sein könnte. Bei der ersten Nummer, die sie wählt, meldet sich eine Frau und sagt:

»Ja, sie liegt hier bei uns.«

»Kann ich mit ihr sprechen?«

»Einen Moment bitte.« Die Frau stellt sie durch.

»Hallo?« fragt eine schwache Stimme.

»Hallo! Ich bin's! Was ist denn passiert?«

»*Wer* ist dran?« Sie wiederholt ihren Namen.

»Oh, mein Gott! *Du* bist es? Aber woher weisst Du...« Sie spricht in grossen Abständen. Die Worte scheinen ihr schwer zu fallen. Sie zu sprechen und sich an die richtigen Worte zu erinnern. Das ist ungewöhnlich, da sie jemand ist, der sehr schnell, sehr dominant und sehr viel redet. Das weiss sie noch aus ihrer Kindheit.

»Deine Schwester hat mich kontaktiert. Wir haben Dich gesucht.«

»Mein Handy ist zuhause. Akku sicher schon leer. Ich weiss ihre Nummer nicht auswendig«, erklärt sie. »Das glaub ich jetzt nicht... dass *Du* mich hier anrufst.« Sie lacht und scheint sich zu freuen. Weicher klingt sie als damals. Und schwächer.

»Was ist denn passiert? Wie geht es Dir?«

»Hirnschlag. Zweimal hintereinander. Das haben sie im Spital gesagt. Und dass ich grosses Glück hatte.«

»Oh nein... das tut mir sehr leid.« Sie hört der Cousine zu, was alles passiert ist, wie Freunde sie mit dem Auto ins Spital gebracht haben. Die Symptome müssen jetzt behandelt werden. Sie wird krankgeschrieben. Therapien und Medikamente werden verordnet.

»Dass ausgerechnet *Du* mich hier findest...«, wiederholt sie. Sie klingt den Tränen nahe. Und sie klingt älter. Älter, als sie ist. In ihrer Stimme ist hörbar, wie viel Zeit vergangen ist. Sie überlegt, ob sie ihrer Cousine sagen soll, dass sie ohnehin vorhatte, sie anzurufen – und warum. Zu aufwühlend. Zu viel auf einmal. Später, wenn es ihr besser geht. Dann soll auch heilen, was zwischen ihnen war.

Als sie das Gespräch beendet, informiert sie ihre Schwester, die zu weinen anfängt. Sie gibt ihr die Nummer des Spitals. Eine Weile reden sie und legen dann auf. Jetzt ist sie selbst aufgewühlt. Hirnschlag, denkt sie. Sie stellt sich alles nochmal vor, was ihre Cousine ihr erzählt hat. Das ist etwas, was sie sich schon als Kind angewöhnt hat. Alles mindestens zweimal, wenn nicht noch öfter zu durchleben, um auch alles richtig gesehen und gehört zu haben, damit ihr nichts entgeht. Ganz automatisch macht sie das. Nebenbei. Sie hat sich oft gefragt, ob das normal ist, ob jeder das tut. Es kann sehr anstrengend sein. Man will nicht alles nochmal durchleben. Und das Leben will man auch nicht verpassen. Das, was *jetzt* passiert. Aber irgendwie hängt auch alles miteinander zusammen. Was war, was ist und was noch sein könnte. Warum, weiss sie nicht. Sie fühlt nur, dass es wahr ist.

Sie geht in die Küche und atmet tief durch. Irgendwas trinken. Dann hört sie wieder die Stimme ihrer Cousine: »*Hirnschlag*.« Jeder Erwachsene weiss, was dieses Wort bedeutet. Vielleicht nicht jeder konkret, aber man muss es sich im Kopf nicht wiederholen, um was Neues dabei zu hören. Warum tut sie das? Sie macht sich einen Kaffee. Schlafen kann sie nach diesen Telefongesprächen sowieso nicht gleich. Als sie einen ersten Schluck nimmt, hört sie es wieder: »*Hirnschlag*.« Diesmal aber sieht sie etwas Neues: das Gesicht eines Mannes, mit dem sie mal zusammen war. Das erstaunt sie. Sie geht mit ihrem Kaffee auf den Balkon und schaut raus. Seine Nummer hatte sie aus ihrem Handy gelöscht. Sie konnten nicht befreundet bleiben, weil ihr Herz für *mehr* nicht bereit war. Schon wieder. Sie hatte ihn sehr gern. Auch ihn. Eine reine Freundschaft hätte sie sich gut mit ihm vorstellen können. Er nicht. Und warum sieht sie jetzt sein Gesicht vor sich? Wo ist die Verbindung zu dem, was eben noch war? Er ist jemand ganz anderes, und er ist auch ganz woanders. Nicht mal in ihrem Handy gespeichert.

Sie möchte ihn jetzt aber was fragen. WAS? Sie trinkt ihren Kaffee, schaut raus und hört den Satz in ihrem Kopf: »*Geht es Dir gut?*« Sie könnte ihn in den sozialen Medien raussuchen und ihm schreiben. Nein, lieber nicht. Das könnte ihn nur aufwühlen. Er soll sein Leben leben. Vielleicht ist er auch mit einer Frau zusammen, die mit Herz und Vernunft an ihm hängt, mit der es funktioniert. Dieses *Mehr*. Und jetzt soll sie ihm mit »*Geht es Dir gut?*« kommen? Nein! Sein lassen. Es geht ihm sicher gut. Einfach austrinken, schlafen gehen und Hirn abschalten.

Am nächsten Morgen steht sie wieder an der Kaffeemaschine. Sie braucht früh morgens ein bisschen, um in die Gänge zu kommen. Hirn muss noch hochfahren. Da kann es auch schon vorkommen, dass sie sich den Orangensaft in den Kaffee kippt und die Milch ins Glas. Sie drückt auf die Taste, die den Kaffee fließen lässt und greift nach ihrem Handy. Welches soziale Medium wäre angebracht? Ein nicht zu Privates. Was Geschäftliches. Da gibt sie den Namen des Mannes ein, den sie was fragen will. Der Kaffee ist fertig. Sie trinkt. Ihr Hirn ist wieder hochgefahren. Moment! Was mache ich hier? Sie legt das Handy wieder hin und geht mit dem Kaffee weg. Sie hat noch zu tun. Am Nachmittag macht sie eine Pause und steht wieder vor der Kaffeemaschine – und tut es einfach. Sie schreibt diese Frage in einer Nachricht an ihn und schickt sie ab. Ihr Handy lässt sie in der Küche liegen und geht auf den Balkon. Er kann ja auch *nicht* antworten, denkt sie. Und überhaupt: Was ist denn schon dabei? Sie waren mal zusammen, jetzt sind sie es nicht mehr. Beide sind erwachsen, reif genug hoffentlich. Da kann man doch mal fragen, wie es dem andern geht, und dann wieder Tschüss sagen. Sowas kann sie gut. Während sie sich diese Gedanken macht und ihren Kaffee auf dem Balkon trinkt, kommt schon eine Nachricht von ihm rein. Zwei Minuten nach ihrer.

»Hallo Du! Hab mich sehr über Deine Nachricht gefreut. Geht mir wieder gut. Danke! Und Dir?«

»Hallo! Alles gut bei mir. Freut mich sehr, dass es Dir auch gut geht. Aber was meinst Du mit „wieder“?«

»Hatte einen Hirnschlag, geht mir aber wieder viel besser. Medikamente und so.«

Sie legt ihr Handy weg. Neben ihre Kaffeetasse. Sie atmet tief durch. Ihr Herz hat sich sehr an seine Worte gehängt. Sie stellt sich wieder vor, was ihre Cousine ihr erzählt hatte. Diesmal ist es *er*, den sie sieht. Fast wäre er *weg* gewesen, denkt sie. Irgendwohin, wo ihn keine Nachricht mehr erreicht hätte. Sie hätte es vielleicht nie erfahren, dass er nicht mehr da ist. Aber er ist ja noch da. Er ist nicht weg. Grosses Glück hat er gehabt. Sie nimmt wieder das Handy in die Hand. Er hat noch was geschrieben: seine Handynummer, die private und die geschäftliche, und ob sie sich wiedersehen wollen. Einfach mal im Wald spazieren gehen und reden. Wollen sie das? Er schon. Und sie? Auch. Besonders jetzt. »*Der Mann hatte einen Hirnschlag!*« denkt sie, wiederholt sie, weiss sie jetzt. Sowas kann er jetzt nicht gebrauchen. Jemanden, der ihn bloss sehr gern hat. Keiner will das, der *mehr* will. Vielleicht will er das ja gar nicht mehr?

Sie bereut schon, ihm geschrieben zu haben, und doch auch wieder nicht. Ihre Vernunft bereut es, ihr Herz nicht. Das Leben kann so schnell vorbei sein. In nur einer Sekunde. Und das Licht geht aus. Wie absurd ist es da, auch nur ein Wort zu bereuen, das von Herzen kommt. Sie

begreift, dass er ihr immer noch was bedeutet, aber was würde das Wiedersehen bedeuten? Was würde sie heute mit ihm wollen? Freundschaft oder Mehr? Es ist was dazwischen. Das war es schon damals. Was Halbherziges. Ihre Seele hat es nicht herausgeschrien, damit nur sie es hört: »DU bist es – und niemand sonst!« Das hat er nicht verdient. Eine Frau, deren Seele weiter Ausschau hält, während sie ihm das JA für ein bisschen Mehr gibt.

Sie antwortet ihm auf seine Nachricht. Ein Wiedersehen wäre schön. Jetzt einfach Tschüss sagen, wäre nicht schön, denkt sie. Er fragt sie, wo sie wohnt. Sie ist umgezogen. Er auch. Verblüfft stellen sie fest, dass sie nicht weit voneinander entfernt sind. Schon am nächsten Tag kommt er sie besuchen. Mit seinem neuen Auto. Einem Ford Mustang, den er sich nach dem Hirnschlag gekauft hat. Ein Auto, von dem er immer schon geträumt hatte. Er lässt es auf dem Besucherparkplatz stehen und klingelt an ihrer Tür.

»Das glaube ich jetzt nicht...«, sagt er, als sie die Tür öffnet. »Dass Du hier wohnst. Ganz in der Nähe.« Sie begrüßen sich. Wie Freunde. Sie freut sich, ihn zu sehen. Er tritt in die Wohnung. Mit einer Einkaufstasche, in der er ihr was mitgebracht hat. Das hat er damals schon getan, wenn er sie besucht hat. Er hat immer was mitgebracht. Das berührt sie. Wie damals.

»Ist das alles?« scherzt sie. Er kennt ihre Scherze und lacht, dann fasst er sich an den Bauch.

»Hab zugenommen. Wegen der Medikamente«, sagt er. Als könnte sie ihn nicht sehen.

»Ich auch«, antwortet sie. »Hab das ganz ohne Medikamente geschafft.« Sie lachen.

Sein freundliches Gesicht ist runder und wirkt noch freundlicher. Man sieht ihm noch an, dass er früher viel Muskeltraining gemacht hat. Er ist kleiner, als der durchschnittliche Mann, aber er hat diese von Kraft strotzende Erscheinung, wie Bodyguards sie haben. Die rundere Statur steht ihm. Süß sieht er aus, findet sie. Süß findet sie auch, dass er erwähnt, dass er runder geworden ist. Mit sowas verschwenden wir alle unsere Lebenszeit, unsere Energie. Mit Sorgen darüber, ob man uns die Jahre ansieht, ob wir in Kleidern oder nackt gut aussehen, wo es doch darauf ankommt, wie wir uns für andere *anfühlen*. Sie sind beide runder geworden. Seine Haare sind grauer, ihre auch, wenn sie sie nicht färbt. Er bewegt sich bewusster, fällt ihr auf. Seine Augen scheinen wählerischer. Auf das gerichtet, was beruhigt und erfreut. Je älter wir werden, desto besser wollen wir uns fühlen. Wir wollen nicht mehr so viel aushalten und durchhalten. Weniger Ausdauer, mehr Lebensdauer.

Sie umarmen sich. Wie zwei Freunde, und wie zwei Menschen, die mal mehr waren. In seinen Augen erkennt sie einen Anflug von Glückstränen, die nicht fließen. Er trägt ein hellblaues Hemd und eine dunkelblaue Jeanshose. Darüber einen schwarzen Blazer, der ihr gefällt. Sie fasst den Stoff an. Dabei merkt sie, dass sie ihn ein bisschen wie früher berührt. Mit einem Gespür für seinen Körper. Sie lässt es sein und geht in die Küche, um ihm was

anzubieten. Er bleibt bei der Kochnische stehen, während sie Kaffee macht und eine Packung Kekse öffnet. Sie merkt, dass er beiläufig hinsieht, was sie anhat. Ein graues Shirt und eine schwarze Jogginghose. Die Stimmung erinnert sie an seinen ersten Besuch bei ihr. Damals, als dann mehr zwischen ihnen wurde. Sie trinken einen Kaffee und reden. Ohne sich hinzusetzen. So stehen sie über eine Stunde in der Küche. Das war damals auch so. Dann gehen sie im Wald spazieren. Und reden wieder. Eigentlich ist es mehr sie, die ihn reden lässt. Sie hört zu und antwortet. Es interessiert sie, was er erzählt. Wie ihre Cousine schildert er ihr, was alles passiert ist: der Hirnschlag und die Zeit danach. Sie hat Achtung vor ihm, und sie hat ihn immer noch sehr gern, denkt sie. Heilfroh ist sie, dass es ihm wieder gut geht. Aber sie hört ihn auch zwei Sätze sagen, die er nie sagt. Sätze, die sie nur in ihrem Kopf hört: *»Du bist so eine starke Frau. Bitte, kümmere Dich um mich.«* Vielleicht bildet sie sich das nur ein.

Nach dem Spaziergang gehen sie wieder in ihre Wohnung. Sie essen was und bleiben dann auf dem Sofa sitzen. Und reden wieder. Ein paar Mal geht seine Hand automatisch hoch und landet auf ihrer Schulter oder auf ihrem Arm. Es ist was Zärtliches, noch kein so richtiges Anfassen. Er und seine Hände scheinen sich auch an die Zeit zu erinnern, als sie mehr waren. Sie gehen auf den Balkon und schauen raus. Vermutlich auch, um auf dem Sofa nicht sinnlich zu werden. Sie erzählt ihm gerade was, als er sich an die Wand lehnt. Mit etwas Abstand zu ihr. Seine Arme hat er vor sich verschränkt, die Füße locker übereinander gelegt. Ganz entspannt. Sie erzählt weiter. Noch während sie redet und gerade nicht in seine Richtung schaut, steht er plötzlich vor ihr, nimmt sie in den Arm und küsst sie. Sie erwidert die Küsse. Aus der Erinnerung heraus.

»Du hast mir gar nicht zugehört, oder?« fragt sie ihn und löst sich wieder von ihm. Sie tut es sanft und mit einem Lächeln.

»Hab alles gehört«, sagt er. Sein Lächeln wirkt unverschämt, aber zärtlich. Er fasst zusammen, was sie erzählt hat. Es stimmt. Er hat zugehört. Sie schauen sich eine Weile schweigend an. Fremde können sich so nicht anschauen. Freunde eigentlich auch nicht. Ihr geht kurz durch den Kopf, dass sie doch vorgestern Nacht erst auf diesem Balkon stand und darüber nachdachte, ob sie ihm schreiben soll. Wie es ihm geht. Es war nur ein Impuls, den der Hirnschlag ihrer Cousine ausgelöst hatte. Keine Ahnung hatte er davon. Sie war ihm nicht im Sinn. Nicht mal, dass sie in seiner Nähe wohnt, wusste er. Sie hatten nichts mehr miteinander zu tun, und sie hätten sich nie wieder gesehen, wenn sie diesen Impuls nicht gehabt hätte. Und jetzt stehen sie voreinander und schauen sich an. An der Stelle, an der sie den Impuls hatte. Noch ohne zu begreifen warum. Was wir alles fühlen können, wenn wir nicht dauernd darüber nachdenken, wie wir aussehen und was wir tun oder fühlen *sollten*.

»So, und jetzt lass ich Dich wieder!« sagt er eilig und knutscht sie kurz auf den Mund. So lausbubenhaft. Sie lachen beide. »Sonst wirfst Du mich noch über den Balkon!« ruft er. Er dreht sich zur Balkontür, um in die Wohnung zu verschwinden. In gespielter Angst vor ihr.

»Hast nochmal Glück gehabt«, erwidert sie frech und geht auch rein.

»Ich fahr dann mal heim«, sagt er und zieht seinen Blazer an.

»Ich begleite Dich noch runter zum Auto«, sagt sie. Sie zieht sich Schuhe an und einen grauen Kapuzenpulli. Sie nehmen den Aufzug. »In unserem Alter sollte man sich schonen«, scherzt sie. Er lacht. Sie schauen sich in die Augen, wie Freunde es nicht tun. Sie lächelt ihn an, einfach weil sie ihn sieht und hört, und weil sie ihn sehr gern hat.

»Du hast gut lachen!« ruft er aus und schaut zur Decke. Er lächelt auch.

»Wieso meinst Du?« Da öffnet sich der Aufzug. In der Tiefgarage. Er fragt, wo es lang geht zum Parkplatz. Sie geht voraus. »Jetzt kann ich Deinen Ford Mustang mal anschauen«, sagt sie. Das Auto sieht wirklich cool aus, als sie mit ihm davor steht. Es ist schwarz. Sie sieht ihm an, dass er eine grosse Freude daran hat. Er zeigt ihr alles, was Autofahrer so interessiert. Sie soll sich doch kurz reinsetzen. Sie tut es. Auf den Beifahrersitz. Er setzt sich ans Steuer.

»Du siehst süß darin aus«, bemerkt er und lächelt wieder. »Kennst Du die Geschichte von Ford?« fragt er sie.

»Ein bisschen was. Mich interessieren ja Autos nicht wirklich. Hauptsache, es rollt und man kommt sicher ans Ziel. Aber es ist ein richtig cooles Auto. Man fühlt sich wohl drin und sicher.« Das weiss er, dass sie sich mit Autos nicht beschäftigt. Auch, dass sie selbst keins fährt. Einen Führerschein hatte sie mit 18 gemacht und ist eine Weile mit dem alten Ford ihrer Eltern gefahren. Als es ausgefahren war, wollte sie kein eigenes. Vielleicht weil in Autos viel passieren kann – und mit ihnen –, oder vielleicht auch nur, weil es nicht zu ihren Prioritäten gehörte. Es scheint banal, aber ihre Haltung zu Autos, zu einem eigenen Auto, könnte auch was mit ihrer Haltung zu Menschen zu tun haben. Zu Menschen, mit denen viel passieren könnte.

»Wir könnten mal zusammen rumfahren, vielleicht auch in die Berge«, sagt er. Die Vorstellung findet sie schön, aber was bedeutet sie? Sie versucht sich eine Zukunft mit ihm vorzustellen. Das hat sie damals auch getan. Es gelingt ihr wieder nicht. Sie sieht sie nicht vor sich. Nicht so, wie sie sein Gesicht vor sich sah, nachdem sie mit ihrer Cousine telefoniert hatte. Sie müsste doch Augen und Ohren für eine Zukunft haben, bei der ihre Seele JA schreit. Sie tut es nicht. Immer noch nicht. Eine Fahrt in seinem Ford Mustang kann sie sich vorstellen. Eine kurze Strecke. Keine Lebensreise. Früher oder später würde sie aus seinem Auto aussteigen, denkt sie. Sie würde nicht sitzen bleiben. Schon wieder nicht.

»Ja, wir könnten mal rumfahren«, antwortet sie ihm. Sie steigen beide wieder aus, um sich voneinander zu verabschieden. Mit einer Umarmung. Er küsst sie wieder. Sie lässt es geschehen und küsst ihn auch. Es ist schön, aber es ist nicht so, dass sie ohne nicht leben könnte. Ohne seine Küsse. In ihrer Zukunft aber sieht sie Küsse, ohne die sie nicht leben *will*. Nur ein Gesicht sieht sie nicht. Das Gesicht des Menschen, den sie küsst und der sie küsst. Dieser Mensch existiert. Das weiss sie irgendwie. Sie haben noch nichts miteinander zu tun, aber sie fühlt, dass ein Impuls plötzlich alles verändern könnte. In einem Jetzt in der Zukunft.

In den nächsten Tagen werden viele Nachrichten hin und her gesendet. Er schreibt ihr, dass er sehr froh ist, dass sie sich gemeldet hat. Sie weiss erst nicht, was sie antworten soll. Dann schreibt sie, dass sie auch froh ist, dass sie wieder Kontakt haben, und dass es ihm gut geht. Er schreibt, dass es ihm nicht gut gegangen ist, seit sie nicht mehr in seinem Leben war. Sie denkt, dass er übertreibt, oder dass er alles, was schiefgelaufen ist, auf sie geschoben hat. Wir können auch nur gute Freunde sein, schreibt er. Hauptsache, der Kontakt geht nicht mehr verloren. Bald schon schreibt er die Worte, die sie nie sagt und so gern mal sagen möchte: »Ich liebe Dich.« Er schreibt es immer öfter. »Du musst nicht *ich liebe Dich* sagen. Lass Dir Zeit.« Das schreibt er auch. Vielleicht redet er sich das nur ein, denkt sie. Dass sie sich Zeit lassen soll, hat er damals auch gesagt. Aber das hat sie doch. Darum war sie mit ihm zusammen. Wie viel Zeit braucht ihr Herz? Von ihrer und seiner Lebenszeit? Gibt es denn zwei Arten von grosser Liebe? Eine, die einfach da ist, und eine andere, für die es Zeit braucht?

Sie treffen sich wieder. Es wird zärtlicher zwischen ihnen, aber noch schlafen sie nicht miteinander. Er sagt es nicht, aber sie fühlt es, dass er darauf wartet, dass es von ihr kommt: das JA ihres Körpers. Die Energie zwischen ihnen ladet sich auf. Sie wandert ganz in den Körper. Ihr Verstand setzt aus, wird nutzlos. Worte werden nicht länger gesucht. Es braucht irgendwie keine mehr. Ihre Körpersprache übernimmt jetzt. Aus Besinnung wird Sinnlichkeit. Sie merkt, dass sie ja ein Mensch ist, der auch körperliche Impulse fühlt. Mit jemandem im Raum, den sie sehr gern hat, mit dem mal mehr war. Seine Körpersprache kennt sie schon. Sie berührt ihn, wie Freunde es nicht tun. Er berührt sie auch. Sie schlafen miteinander. Wie zwei Menschen, die es nicht erwarten konnten. So fühlt es sich auch an. Es ist schön, harmonisch und hemmungslos. Sie wiederholen es ein paar Mal. Auch dann, als sie es nicht unbedingt wiederholen muss. Aber es ist okay, nicht unangenehm. Sie sagt es ihm ja nicht, und tut es einfach, weil sie ihn sehr gern hat. Er würde sie nie zu was zwingen. Ihr Körper muss ihm JA sagen. Das weiss sie. Sie schlafen miteinander, als ob sie ohne nicht mehr leben wollen, es so oft wie möglich wiederholen müssen. Aber sie muss es nicht. Er schon. Ohne will er nicht leben.

Und sie wünscht sich wieder, von einem Moment auf den anderen, dass sie nur gute Freunde sind, als sie schon miteinander geschlafen haben.

In diesem Moment ist da noch was anderes, das ihr passiert: Sie spürt jemand anderen bei sich. Nicht ihn. Es ist auch so ein Impuls, der sie aufrüttelt, sie sogar erschreckt. Sie kann es selbst nicht glauben: Da ist noch eine fremde, eine dritte Energie, die sie als vertraut erlebt. Viel vertrauter, und sie bedeutet ihr *mehr*. Sie haben aufgehört, miteinander zu schlafen. Die Stimmung ist gut. Alles ist gut. Soll sie ihm jetzt sagen, was sie gespürt hat? Dass es nichts mit ihm zu tun hat, und dass er gar nichts falsch gemacht hat. Wie könnte dieser Dialog denn aussehen?

»Ich hab jemand anderen gespürt, während wir miteinander geschlafen haben«, könnte sie sagen.

»Was? Wen hast Du gespürt?« würde er fragen.

»Ich weiss nicht wen.«

»Du weisst nicht wen?«

»Nein, keine Ahnung. Jemanden, ohne den ich nicht mehr leben will.«

»Und den hast Du gespürt?«

»Ja.«

»Aber das war doch *ich!*«

So einen Dialog kann sie sich vorstellen, aber er wird nicht passieren. Es ist schon genug passiert. Warum? Warum musste das alles passieren? Vielleicht damit sie jemand anderen spürt, nachdem sie und dieser Mann sich zum letzten Mal gespürt haben. Zum Abschied.

Sie werden wieder vor seinem Ford Mustang stehen. Ihr Gefühl wird ihr sagen, dass sie nie in diesem Auto mitfahren wird. Sie werden sich zum letzten Mal küssen und umarmen. Vor seinem Traumauto, in das er dann einsteigt, in das sie nie wieder einsteigen wird. Ihre gemeinsame Fahrt ist zu Ende. Es war eine gute und freie Fahrt mit ihm. Eine, die sie nicht bereut, die für das Gedächtnis keine Last ist. Wir nennen sowas eine gute Erfahrung. Sie hofft, dass es auch für ihn so sein wird. Und dass sie nun beide ganz *bei sich* sind, wo es ihnen gut geht. Um zu dem Menschen zu finden, mit dem es keine Wartezeit gibt. Nur das Jetzt – und ein unmissverständliches JA, das aus einer jubelnden Seele kommt.

Was haben die Autos aus *Deinem* Leben zu erzählen?

Diese Geschichten können wichtig sein.

In Autos passiert viel. Wir sitzen drin.

Nicht nur in Autos. Überall. Auch in uns.